

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Ausgewählte Werke

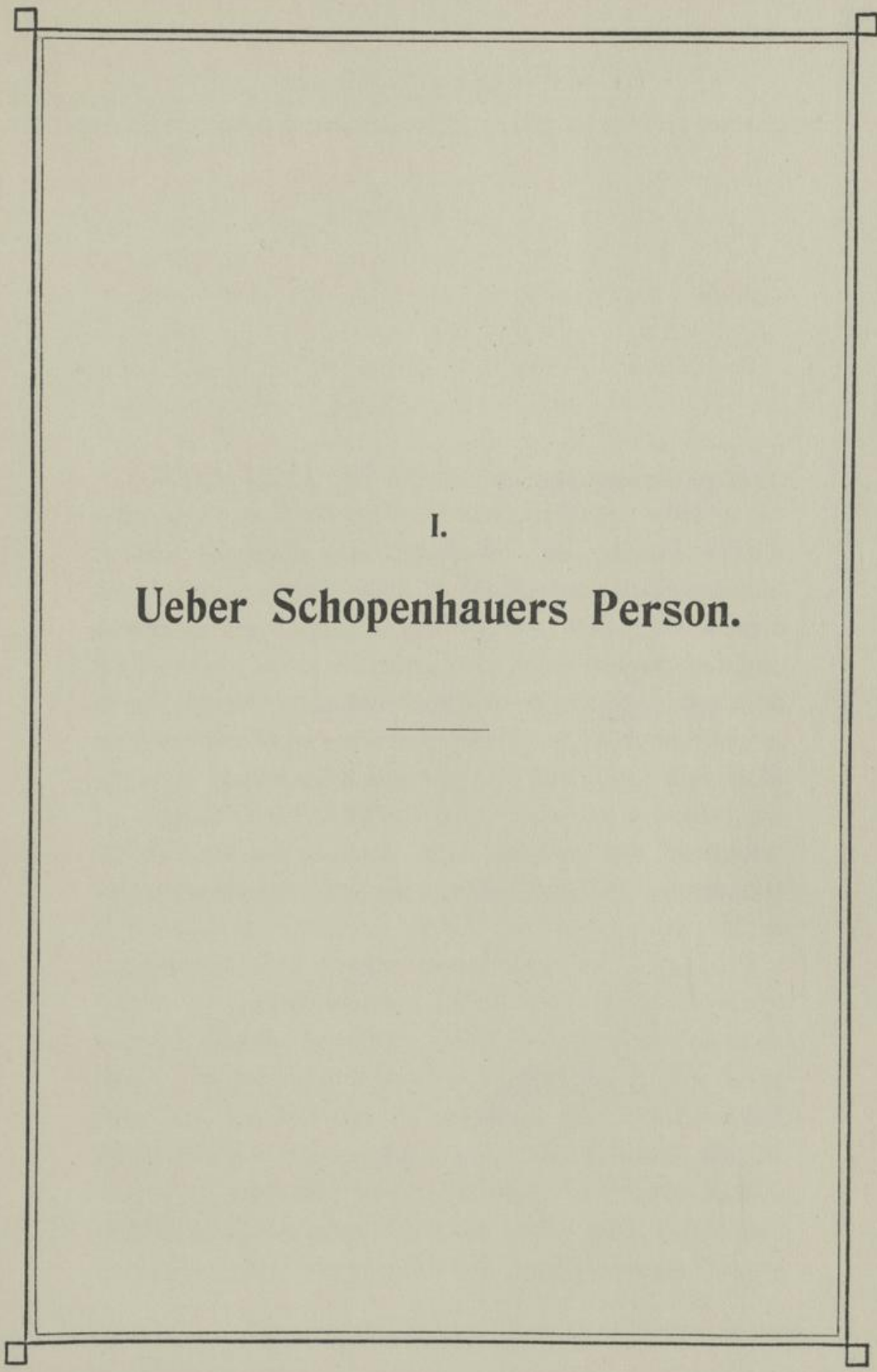
Schopenhauer

Möbius, Paul J.

Leipzig, 1904

I. Ueber Schopenhauers Person.

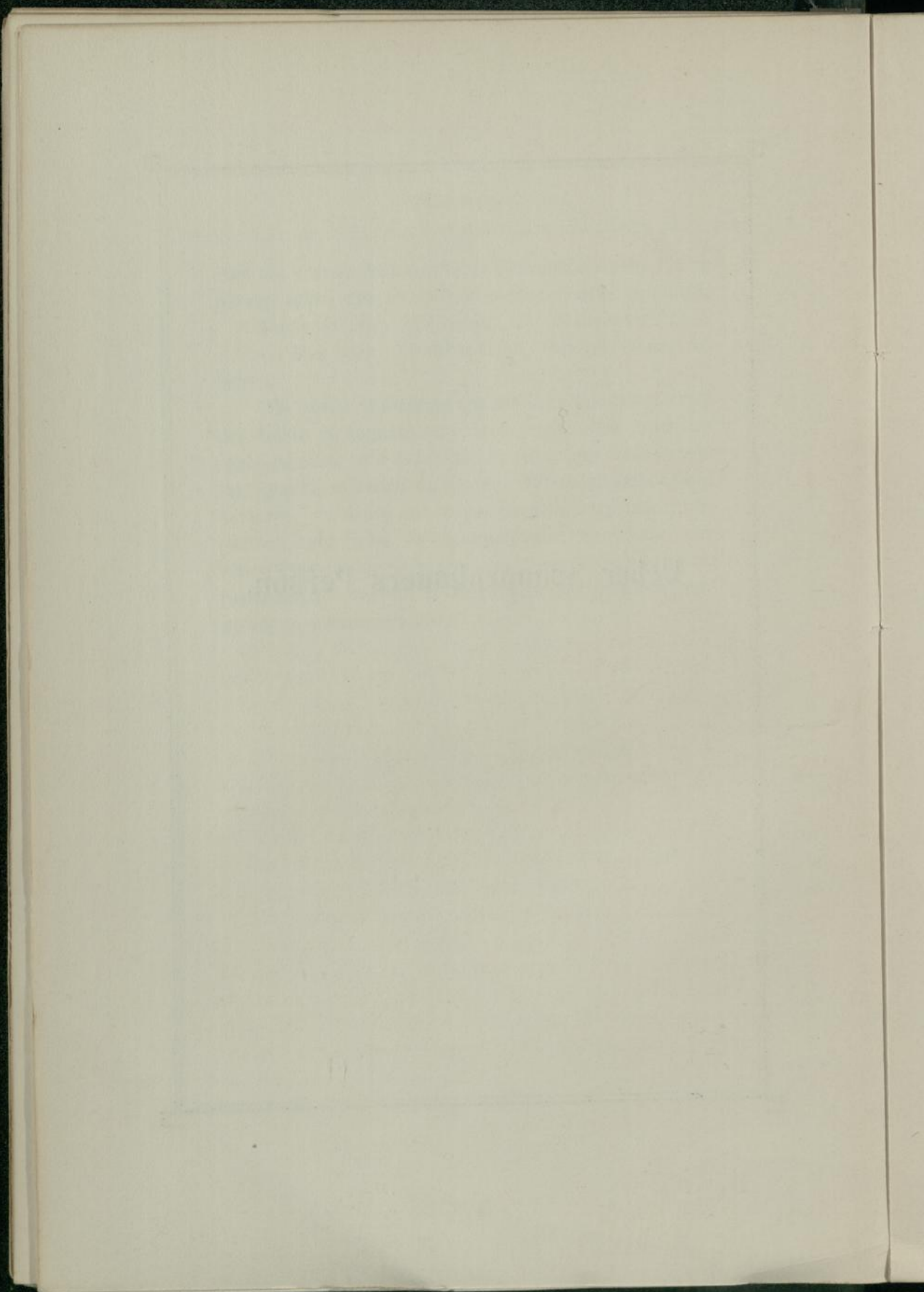
urn:nbn:de:kobv:517-vlib-8492



I.

Ueber Schopenhauers Person.





Das Urtheil im Allgemeinen.

Wenn Einer die Werke Schopenhauers gelesen hätte und sonst nichts von Schopenhauer wüsste, so müsste er nicht nur Ehrfurcht vor seinem Geiste empfinden, sondern auch in gewissem Grade ein Bild des Menschen Schopenhauer vor sich haben. Er wüsste dann, dass diese Schriften ein hartnäckiger, heftiger, misstrauischer, manchmal rasch aburtheilender, aber auch im höchsten Sinne ehrlicher, vornehmer, uneigennütziger, tapferer, humorvoller Mann geschrieben hat. Wer nicht zu diesem Urtheile käme, dem fehlte es entweder am Kopfe oder am Herzen. Man könnte mit Bestimmtheit voraussagen, dass die aus den Schriften gewonnene Kenntniss des Mannes durch die Betrachtung seines Lebens bestätigt werden muss. So ist es auch. Wir finden in Schopenhauers Leben denselben Charakter wie in seinen Schriften. Wir finden einen ganzen Mann, der von der frühesten Jugend bis in das hohe Alter nur Ein Ziel hat, zu erkennen und das Erkannte zu überliefern, einen Mann, der nichts sucht als die Wahrheit und der seine Aufgabe mit einem Ernste und einer Treue ohne Gleichen erfüllt hat. Nach dem Erscheinen der Parerga schrieb Schopenhauer an Frauen-

Schopenhauers Person.

stätt: „Ich bin wirklich froh, die Geburt meines letzten Kindes noch zu erleben, womit ich meine Mission auf dieser Welt vollbracht sehe. Wirklich fühle ich jetzt eine Last, die ich seit meinem 24. Jahre getragen und schwer gespürt habe, von mir genommen. Das kann sich keiner denken, wie es ist.“ Aehnliches drückte er aus, als er kurz vor seinem Tode sagte, er habe ein rein intellectuelles Gewissen. Er war in der That getreu bis zum Tode, und sein Leben darf mit vollem Rechte heldenhaft genannt werden. Ein Mann wie Schopenhauer ist etwa Einem zu vergleichen, der den Auftrag hat, ein kostbares Glasgefäss auf die Spitze eines Berges zu tragen. Er kann unterwegs nicht Andere führen, noch sich durch Die, die am Wege sind, aufhalten lassen, stetig, ohne Nebenrück-sicht und ohne vom Wege zu weichen, muss er seine Last tragen, bis er mit ihr sein Ziel erreicht. Schon von diesem Standpunkte aus erledigen sich die meisten der albernen Vorwürfe, die die Philister gegen Schopenhauers Leben zu erheben pflegen, dass er weder Soldat noch Stadtverordneter geworden sei, dass er keine Kinder aufgezogen habe, weder im Kreise treuherziger Verwandten, noch in den Cirkeln edler Geselligkeit sich wohlgeföhlt habe, u. s. w., u. s. w. Auf einzelne Gravamina wird später zurückzukommen sein.

Wenn einem sachverständigen Arzte Schopenhauers Schriften zur Begutachtung vorgelegt würden, so möchte er etwa Folgendes sagen. Wir finden hier einen Mann von einer in gewissem Sinne zwar einseitigen, aber so ausserordentlich grossen geistigen Begabung, dass wir

Das Urtheil im Allgemeinen.

offenbar eine partielle Hyperplasie des Gehirns anzunehmen haben, einen Zustand, der nicht möglich ist, ohne dass zugleich im engeren Sinne krankhafte Störungen beständen. Der danach von vornherein zu erwartende leidenschaftliche Charakter des Mannes giebt sich in den Schriften hinreichend kund, und das Pathologische tritt in Wunderlichkeiten, Schroffheiten, Maasslosigkeiten zu Tage, zeigt sich besonders als rücksichtslose Heftigkeit, Misstrauen, liebloses Aburtheilen. Am meisten aber deutet auf pathologische Bedingungen die Neigung hin, Alles von der üblen Seite aufzufassen, vom Traurigen und Bösen stärker als vom Heiteren und Guten ergriffen zu werden, eine Eigenschaft, die der Verfasser selbst als Dyskolie geschildert hat, und die ihm offenbar von der Jugend an eigen war. Da die Schriften aus allen Lebensaltern, vom 25. bis zum 73. Jahre stammen, so kann man auch ein Urtheil über den Verlauf seines Lebens abgeben. Der Schriftsteller erscheint nicht immer als derselbe, aber die Entwicklung, die er durchmacht, von dem Idealismus und der Schwermuth der Jugend zu dem Realismus und der Behaglichkeit des Alters ist eine allgemein-menschliche; von einer Entwicklung des Pathologischen kann man nicht reden, denn dieses ist vielmehr ein von vornherein gegebener Zustand, nicht ein Prozess. Sein Geist blieb immer klar und scharf, Besonnenheit und Kraft zeigen keinen Wechsel, und bis zum Ende erhalten sich die erstaunlichen Fähigkeiten unvermindert. Soll dem Geisteszustande ein Name gegeben werden, so kann er nur als angeborene Dis-

Schopenhauers Person.

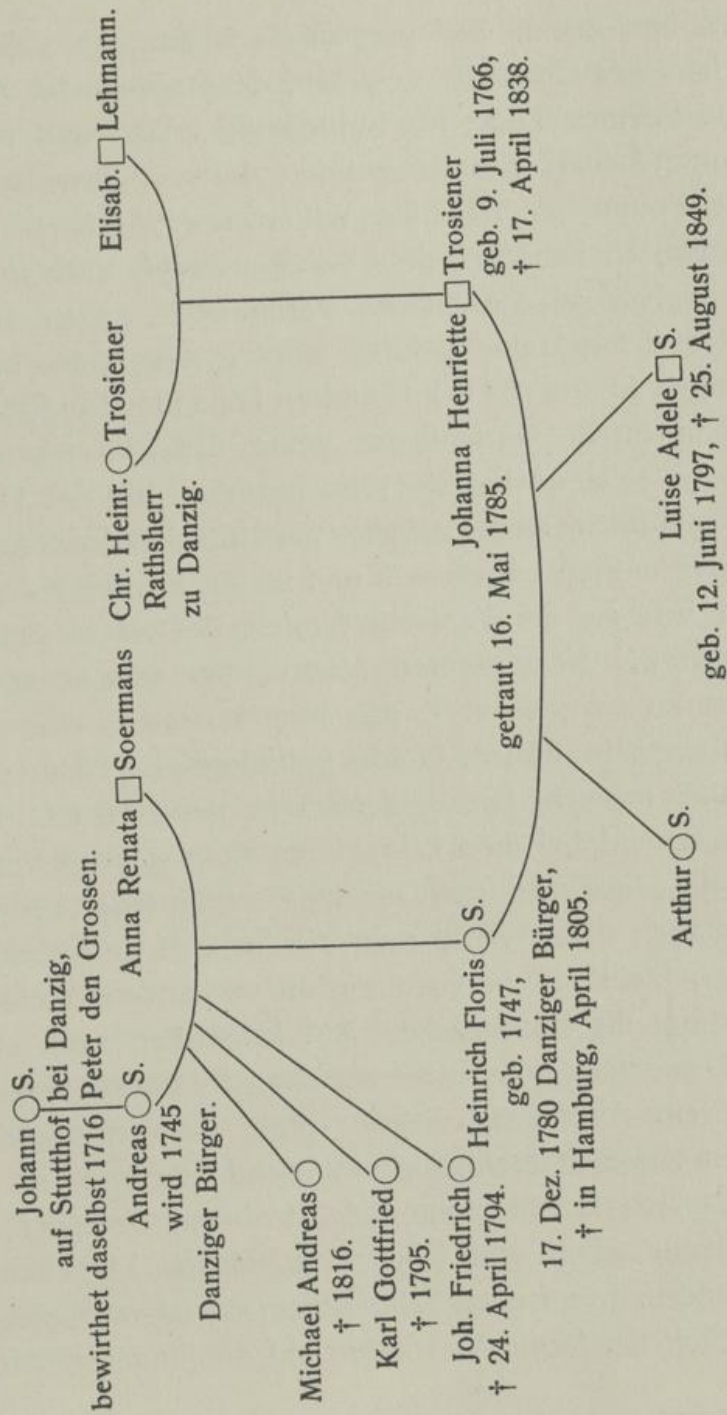
harmonie oder Nervosität bezeichnet werden, und der Verfasser gehört somit zur Classe der Déséquilibrés, in der sich bekanntlich die feinen Köpfe zusammenfinden. Zweifellos ist erbliche Belastung mässigen Grades vor auszusetzen.

Dieses Urtheil, das in der That ohne jede Kenntniss biographischer Angaben möglich ist, finden wir bestätigt bei der Betrachtung von Schopenhauers Leben.

Die ausführlichsten Angaben über Schopenhauers Familie enthält Gwinners Biographie. Sie sind zum Theile den Briefen und den Aufzeichnungen der Johanna Schopenhauer entnommen, manches aber ist gesagt, ohne dass die Quelle aufzufinden wäre. Grisebach hat auf Grund der Mittheilungen des Archidiaconus Berthing einige Irrthümer Gwinners corrigirt und folgenden Stammbaum Schopenhauers entworfen. (S. Seite 11.)

Die Schopenhauer stammen aus Holland. Von Johann Schopenhauer wird berichtet, dass er ein Mann von Thatkraft und Entschlossenheit gewesen sei. Sein Sohn Andreas soll ein arbeitsames ruhiges Leben geführt haben, er war ein reicher Mann und hatte eine schöne Gemäldesammlung; viel scheint man nicht von ihm zu wissen. In späterer Zeit sei von seinem Vermögen ausser dem Land-Besitze nicht viel übrig gewesen, sagt Johanna. Die Hauptsache ist, dass Andreas die Holländerin Anna Renata Soermans heirathete,

Schopenhauers Vorfahren.



Schopenhauers Person.

über die Johanna Schopenhauer schreibt, „sie sei von so heftigem Charakter gewesen, dass sie zuletzt, nach ihres Mannes Tode, für wahnsinnig erklärt und unter Vormundschaft gesetzt worden sei“. „Obwohl ein alter Freund der Familie mit diesem Amte betraut worden, so habe sich doch Schopenhauers Vater durch das „„heillose gerichtliche Verfahren““ gegen seine Mutter tief gekränkt gefühlt, aber „„wegen des blödsinnigen Andreas““ nichts ändern können.“ Die Kranke soll in ihrem Gartenhause ohne Aufsicht gewohnt haben. Johanna hat sie 1799 besucht, hat das Haus leer gefunden, weil man alles gerichtlich verkauft hatte, hat das Nöthige angeschafft und für die Kranke gesorgt. Aber wie sie die Mutter gefunden, das werde sie nie vergessen. Nach diesen Nachrichten scheint soviel sicher zu sein, dass die geborene Soermans eine von vornherein in hohem Grade pathologische Natur und im Alter mehrere Jahre geisteskrank gewesen ist. Die Frau scheint bei ihrer Erkrankung nicht so alt gewesen zu sein, dass man von Dementia senilis reden könnte. Aber auch dann, wenn man die Senilität in Anschlag bringt, bleibt die von Anfang an vorhandene Gehirn-entartung die Hauptsache. Auf jeden Fall kann man die Dementia senilis nicht als exogene Form ansehen; wird ein Alter geisteskrank, ohne dass eine grobe Gehirnkrankheit (Schlagfluss u. dergl.) vorliegt, so ist seine Geisteskrankheit nur das Offenbarwerden oder die Karrikatur eines von jeher vorhandenen krankhaften Zustandes. In unserem Falle scheint die latente Geisteskrankheit der Mutter besonders auf die jüngeren Söhne

Schopenhauers Vater.

nachtheilig gewirkt zu haben. Sie hatte vier Söhne. Der dritte, Andreas, war von Jugend an blödsinnig. Der vierte, Karl Gottfried, hatte in Göttingen studirt, er war nach Johanna „ein durch Ausschweifung halb wahnsinnig gewordener Mensch“, der von der Familie getrennt „in einem Winkel mit schlechtem Volk“ lebte und, als er verarmt an der Auszehrung gestorben war, durch ein wunderliches Testament Aufsehen erregte. Dagegen haben sich die beiden älteren Brüder, Heinrich Floris und Johann Friedrich, durch Tüchtigkeit ausgezeichnet und haben durch gemeinsamen kaufmännischen Betrieb Reichthum erworben. Ueber Johann Friedrich erfahren wir nichts weiter, als dass er 1794 an der Auszehrung gestorben ist, aber der älteste Sohn Heinrich Floris wird uns durch die Mittheilungen von Frau und Sohn näher bekannt. Er war gross und kräftig, sein Gesicht war breit, die Augen standen vor, die Nase „strebte aufwärts“, der Mund war gross, der Unterkiefer stand vor. Leider ist kein Bild erhalten, sodass wir es nicht beurtheilen können, ob der Mann so hässlich gewesen ist, wie sein Buchhalter es angeblich gemeint hat. Schon im mittleren Alter war er schwerhörig, denn mit 40 Jahren consultirte er Zimmermann „wegen kaum merklich werdender Abnahme seines Gehörs“. Auf jeden Fall war er klug und energisch, denn er erwarb sich durch eigene Tüchtigkeit bedeutende Kenntnisse und Reichthum. Er hatte sich als junger Mann jahrelang im Auslande aufgehalten, hatte beträchtliche Sprach- und Sach-Kenntniss erworben, lebte dann in Danzig als vor-

Schopenhauers Person.

nehmer Kaufmann in Umgebungen, die von seinem Kunstsinne Zeugniß ablegten. Als besondere Charakter-Eigenschaften werden Stolz und Hartnäckigkeit bezeichnet. Heinrich Floris war seiner Abstammung und Lebensstellung nach ein republikanischer Patrizier. Er lehnte schweigend die günstigen Anerbieten Friedrichs II. ab, der ihn nach Preussen ziehen wollte, er machte von dem Hofrath-Titel, den ihm der König von Polen verliehen hatte, keinen Gebrauch. Als die Preussen Danzig blokirten und der preussische General, der bei Andreas Schopenhauer in Ohra einquartirt war, dem Heinrich Floris freie Fourage für seinen Stall anbieten liess, antwortete dieser, vorläufig sei sein Stall noch versehen, und wenn der Vorrath verzehrt sei, lasse er seine Pferde todtstechen. Als die Preussen in Danzig einzogen, verliess Heinrich Floris vor Ablauf von 24 Stunden mit Weib und Kind seine Heimath unter grossen Vermögensverlusten. Aus alledem spricht ein edler Stolz, derselbe, den wir bei seinem Sohne wiederfinden. So häufig hochmüthige Leute sind, so selten sind stolze, wir begreifen daher, dass der Vater, ebenso wie später der Sohn, von der Umgebung für „excentrisch“ gehalten wurde. Vor allen Dingen scheint Heinrich Floris ein Ehrenmann im besten Sinne des Wortes gewesen zu sein. Auch seine Frau, die ihn nicht liebte, spricht nur mit grösster Hochachtung von ihm. Furchtlose Offenheit sei ein Hauptzug seines Charakters, er sei der vorurtheilfreieste Mann, den sie je gekannt, sein stets gleiches, rechtliches Betragen, seine warme Freiheitliebe, seine aus-

Schopenhauers Vater.

gebreiteten merkantilischen Kenntnisse neben der ungewöhnlichen geistigen Bildung hätten ihm die Liebe und das Vertrauen seiner Mitbürger in hohem Grade erworben, sie habe bei ihm immer nachsichtigste Anerkennung gefunden, und er habe sie treulich durchs Leben begleitet.

Freilich ist es begreiflich, dass ein solcher Charakter seine pathologischen Ecken und Kanten hatte, die dann als Eigensinn, Pedanterie, Härte bezeichnet werden. Schopenhauer selbst sagt, er habe durch die Härte des Vaters viel in der Erziehung zu leiden gehabt. Es besteht in mancher Beziehung eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen Goethes Familie und der Schopenhauers: Ein reifer Mann heirathet ein junges geistvolles Mädchen, das ihn ehrt, aber nicht liebt, beide zeugen einen genialen Sohn und eine gute, gescheite, aber hässliche Tochter. Die Aehnlichkeit zwischen Goethes Vater und dem Schopenhauers ist gar nicht zu verkennen; hier wie dort ein starker, derber Körper, gute Begabung, Fleiss, Ehrenhaftigkeit, Stolz, Hartnäckigkeit, Härte, Pedanterie. Beide Väter waren altkluge Erzieher, sie bemühten sich um ihre Söhne mit ernstlichem Bestreben, missachteten aber das Recht der Individualität und wollten ihren Söhnen die Lebensbahn vorzeichnen gegen die Natur. Beide waren sehr für das Reisen eingenommen und erblickten darin das wichtigste Bildungsmittel. Goethes Vater war freilich nur einmal gereist, Heinrich Schopenhauer aber hat einen beträchtlichen Theil seines Lebens auf weiten Reisen zugebracht, ist nicht nur wie jener als junger

Schopenhauers Person.

Mann, sondern als Familienvater mit Frau und Kind durch die Welt gezogen. Beide sind wieder insofern ähnlich, als ihr Geist gegen das Ende des Lebens hin getrübt wurde. Heinrich Schopenhauer soll mit den Jahren reizbarer und heftiger geworden sein, an Beängstigung gelitten haben. Wenn der Bericht richtig ist, nach dem er einen ihn besuchenden Londoner Bekannten mit den Worten: „Ich kenne Sie nicht, es kommen so viele, die sagen, ich bin der und der — ich will nichts von Ihnen wissen“, abgewiesen haben und der Kommiss den verblüfft Abziehenden damit getröstet haben soll, der Principal komme später gewöhnlich zur Besinnung, so scheint sich die krankhafte Aufregung zeitweise zu einer Art von Verwirrtheit gesteigert zu haben. Im April 1805 fiel Heinrich Schopenhauer aus einer Speicheröffnung in einen Canal und ertrank. Es liegt nahe, hier einen Selbstmord zu vermuthen, und es soll auch damals ein freiwilliger Tod gemuthmaasst worden sein. Gwinner sagt: „Mehrfache, mir indirect bekannt gewordene Aeusserungen seiner Wittve und seines Sohnes, an den ich absichtlich eine Frage wegen jenes Todesfalles zu stellen unterliess, geben kaum einem Zweifel Raum, dass jenes Gerücht begründet gewesen sei.“ Mir scheinen auch einige Stellen in den Briefen Johanna's an ihren Sohn in diesem Sinne zu deuten zu sein. Jeder Arzt wird dann, wenn ein älterer Mann, bei dem krankhafte Geisteszustände beobachtet worden sind, plötzlich durch einen Unfall stirbt, den Selbstmord für höchst wahrscheinlich halten. Gerade in Beginne der Senilität (Heinrich

Schopenhauers Mutter.

Schopenhauer war 58 Jahre alt) kommt krankhafte Verstimmung mit Selbstmordneigung vor.

Die Mutter Schopenhauers war die Tochter des Kaufmanns Trosiener, den sie als klugen und guten, heiteren, aber jähzornigen Mann beschreibt. Er habe wenig Schulbildung gehabt, habe sich aber durch weite Reisen Kenntnisse, Erfahrung, geistige und körperliche Gewandtheit erworben und sei zu grossem Ansehen gelangt. Ihre Mutter, fährt Johanna fort, sei ein kleines zierliches Figürchen gewesen mit kleinen Händen und Füßen, grossen, blauen Augen und langem, braunem Haar, sanftmüthig, freundlich und reich an Mutterwitz. Ueber Johanna selbst sind wir sehr gut unterrichtet, da sie Memoiren hinterlassen hat, Reisebeschreibungen, Romane, die Biographie Fernows u. A., da Briefe von ihr und über sie, Mittheilungen Anderer über sie reichlich vorhanden sind. Trotzdem schwankt das Urtheil über sie. Höchst anerkennende Beurtheilungen wechseln mit höchst abfälligen. Zu den abfälligen gehören die wenig begründeten Bemerkungen A. Feuerbachs und als neuestes Urtheil die Darstellung Grisebachs. Dieser erkennt zwar ihre ungewöhnliche schriftstellerische Begabung an, nennt sie aber eine leichtsinnige, oberflächliche, herzlose, optimistische Natur. Ich meine doch, das ist zu hart gesprochen. Es scheint allerdings der Johanna das gefehlt zu haben, was wir Gemüth nennen. Sie war eine kühle Natur, aber sie war doch gutartig. Es war ihr nicht möglich, warm zu lieben, aber sie war wohlwollend, gerecht, ihrer Pflicht und ihren Freunden treu, immer freundlich und heiter. Das ist

Schopenhauers Person.

doch immerhin etwas; wenn die warmblütigen Menschen über die kaltblütigen gar zu schroff urtheilen, so ist das auch nicht schön, denn jede Gattung hat in ihrer Weise recht und besitzt ihre eigenen Vorzüge. Liest man ihre Schilderung der Jugendzeit, so erscheint die Schriftstellerin wirklich als lebenswürdig. Nach einer unglücklichen Liebesgeschichte, über die sie nur Andeutungen macht, heirathete sie als 19jähriges Mädchen den fast 20 Jahre älteren unschönen Heinrich Schopenhauer ohne Neigung. Sie kam durch diese Verbindung in glänzende Verhältnisse und fand die günstigsten Bedingungen zur Ausbildung ihrer geistigen Fähigkeiten. Ich glaube nicht, dass die relative Atrophie des Gemüthes von den äußeren Umständen abhängt. Hätte sie die Anlage dazu gehabt, so würde sie trotz des Mangels an Liebe in der Ehe ihr Herz an ihren Sohn gehängt haben, wie es Goethes Mutter gethan hat. Dass Johanna auch ihrem Sohne von vornherein mehr eine verständige und pflichtmässige Neigung als die rechte überschwängliche Mutterliebe entgegenbrachte, das zeigt eben, dass bei ihr ein angeborener Defect vorlag. Aber das Aeussere wirkte sozusagen im Sinne dieses Defectes. Die Beschaffenheit ihres Mannes, die langen und weiten Reisen mit ihm, das damit zusammenhängende Fehlen der Häuslichkeit, der Verkehr mit ausgezeichneten, mit zum Theil berühmten Männern, alles war geeignet, sie mehr und mehr intellectuell zu machen. Das gilt in noch höherem Grade von den späteren Verhältnissen in Weimar. Die dortige ästhetische Sphäre hatte zweifellos etwas Gemüth-Vertrock-

Schopenhauers Mutter.

nendes, eine Wirkung, die natürlich nur an geeigneten Personen eintreten konnte. In Weimar entdeckte Johanna ihr Schriftsteller-Talent. Ihre Erfolge waren überraschend gross, hier das Lob Goethes und der Weimarschen Freunde, dort der erstaunlich grosse Absatz ihrer Schriften und der allgemeine Beifall. Johannas Bücher hatten übergrossen Erfolg, d. h. sie wurden rasch viel mehr gelobt und gelesen, als sie es verdienen. Johanna war ohne allen Zweifel „eine berühmte Schriftstellerin“, dieser Ruhm aber ist zu allen Zeiten für den Besitzer recht gefährlich gewesen. Man wirft ihr Eitelkeit und Geschwätzigkeit vor. Nun, wir alle sind eitel, und die Geschwätzigkeit ist eine sozusagen natürliche Eigenschaft des weiblichen Geschlechts; der Johanna aber hatte der Ruhm etwas den Kopf verdreht, was er schon bei stärkeren Köpfen, als der ihrige war, gethan hat. Sie soll verschwenderisch gewesen sein, aber soviel wie ich sehe, steht auch dieser Vorwurf auf recht schwachen Füßen. Sie war durch ihren Mann an den Reichthum gewöhnt worden. Als dann durch die Uebersiedelung nach Hamburg und durch die Ungunst der Zeiten überhaupt die Verhältnisse schlechter wurden, war Einschränkung geboten. Aber dieses Rückwärtsgehen ist für jedermann schwer, und man darf es einer Frau nicht zu sehr verargen, wenn sie hie und da in die Gewohnheiten der guten Tage zurückfällt. Auf jeden Fall lebte man in Weimar viel billiger als in Hamburg und die gesellschaftlichen Einrichtungen in Weimar waren so schlicht, dass es gar nicht viel Gelegenheiten zu eigentlicher Verschwen-

Schopenhauers Person.

dung gab. Für den Bankerott des Danziger Hauses, der ihre Geldverhältnisse ruinirte, konnte Johanna doch nichts. Sie hat sich dann in die dürftigeren Umstände hineingefunden und durch ihre Schriftstellerei redlich Geld verdient. Dass sie den sogenannten Freuden der Geselligkeit ergebener war als es gut ist, dass sie gelegentlich scharf und unfreundlich sein konnte, worüber Luise Seidler sich beklagt, das ist wohl ohne weiteres zuzugeben, indessen muss man doch bedenken, dass Frauen von ungewöhnlicher Begabung durch ihre Natur zur Ueberschätzung der Geselligkeit getrieben werden, und dass die gesellschaftlichen Beziehungen der Damen zu einander selten ohne alle Bitterkeit sind. Am meisten tadelt man das Verhalten Johannas, das den Bruch zwischen ihr und ihrem Sohne herbeiführte, ihr Verhältniss zu Müller, genannt von Gerstenbergk. Mit diesem ihrem „Freunde“, einem Weimarischen Beamten und unbedeutenden Dichter, lebte sie seit 1813 zusammen, d. h. sie vermietete ihm einen Theil ihrer Wohnung und ass mit ihm zusammen, wie sie es schon vorher mit Fernow gehalten hatte. Als ihr Sohn wieder zu ihr gekommen war, überwarf er sich mit Müller. Johanna suchte zu vermitteln, kam darüber in Misshelligkeiten mit ihrem Sohne, und diese führten soweit, dass sie ihm 1814 den „Scheidebrief“ schrieb. Wir kennen dessen Inhalt nicht, jedoch ist die ganze Angelegenheit nicht anders zu verstehen, als wenn man annimmt, dass der Vorwurf eines unsittlichen Verhältnisses Johanna zum Aeussersten gebracht habe. Wenn der Sohn glaubte, dass durch Müller das An-

Schopenhauers Mutter.

denken seines Vaters beschimpft werde, so versteht man seine Empörung; es blieb ihm nichts übrig, als sich schweigend zurückzuziehen. War Johannas Verhältniss zu Müller nur freundschaftlich, so musste der Verdacht ihres Sohnes, ausgesprochen oder angedeutet, sie schwer verletzen. Handelte es sich um geschlechtliche Beziehungen, so ist der Bruch erst recht verständlich. Wie es in Wirklichkeit gewesen sei, das möchte ich auch nach Grisebachs Darstellung nicht entscheiden. Gegen geschlechtliche Beziehungen sprechen Johannas Alter (sie war 1813 47 Jahre alt, Müller erst 33) und die lange Dauer des Verhältnisses, in gewissem Grade auch die Offenheit, mit der die Frau jederzeit von ihren Beziehungen zu Müller gesprochen hat (in der Vorrede zu „Gabriele“ spricht sie von ihm als „einem Freunde, den sie gern vor der Welt nenne“). Zum wenigsten scheint mir ihr Verhalten verständlich zu sein, auch wenn nur geistige Bande sie an Müller fesselten. Ihrer ganzen Geistesrichtung nach war sie auf männlichen Umgang angewiesen, sie verkehrte in Weimar hauptsächlich mit Männern. Ihr Verhältniss zu Fernow war sehr intim, obwohl dabei niemand an unerlaubte Beziehungen gedacht hat, warum sollte sie zu Müller nicht ebenso gestanden haben? Dass Müller im Vergleiche zu Fernow sehr unbedeutend war, das thut ja nichts zur Sache. Man kann ihr doch den Geschmack nicht zum moralischen Vorwurfe machen, ebensowenig wie man sie deshalb tadeln darf, dass sie sich im Umgange mit Fouqué behaglicher fühlte als in dem mit Goethe. Sie war, wenn sie das sagte,

Schopenhauers Person.

einfach ehrlich. Ueberhaupt scheint mir die Ehrlichkeit zu ihren Tugenden gehört zu haben. Gerade aus den Briefen an den Sohn, die uns durch den Mangel an mütterlicher Wärme verletzen, die eher von einer älteren Schwester herzurühren scheinen, gewinnt man den Eindruck, dass sie die Menschen und die Verhältnisse nicht nur nüchtern betrachte, sondern auch so denke, wie sie redet. Mutter und Sohn scheinen in dieser Hinsicht einander ähnlich gewesen zu sein, denn sie haben sich offenbar gegen einander offener ausgesprochen, als es für ein angenehmes Familienleben gut ist. Da sie nun in vielen anderen Beziehungen grundverschieden waren, so musste allmählich die Spannung entstehen, die 1814 zum Bruche führte. Freilich ist nicht zu verkennen, dass, wenn man von Schuld reden will, der grössere Theil der Schuld der Mutter zufällt. Ihre kühle Natur gestattete ihr, eine zuverlässige Freundin und eine heitere angenehme Gesellschafterin zu sein, hinderte sie aber in ihrem Berufe als Mutter. Gerade die schwer zu begreifende, leicht als düster erscheinende und leidenschaftliche Art des Sohnes hätte ein weiches Mutterherz nöthig gehabt. Hätte sie einen unbedeutenden Sohn gehabt, so würde sie wahrscheinlich nach Kräften für ihn gesorgt haben, und alles wäre ganz gut gegangen. Arthurs Art aber verstand sie nicht, die Herbigkeit in dem Sohne des ungeliebten Mannes stiess sie ab, und seinen Werth ahnte sie nicht. Verschiedenheit und Aehnlichkeit erschwerten das Verhältniss. Beide waren nicht nur von einer verblüffenden Ehrlichkeit, sondern

Schopenhauers Mutter.

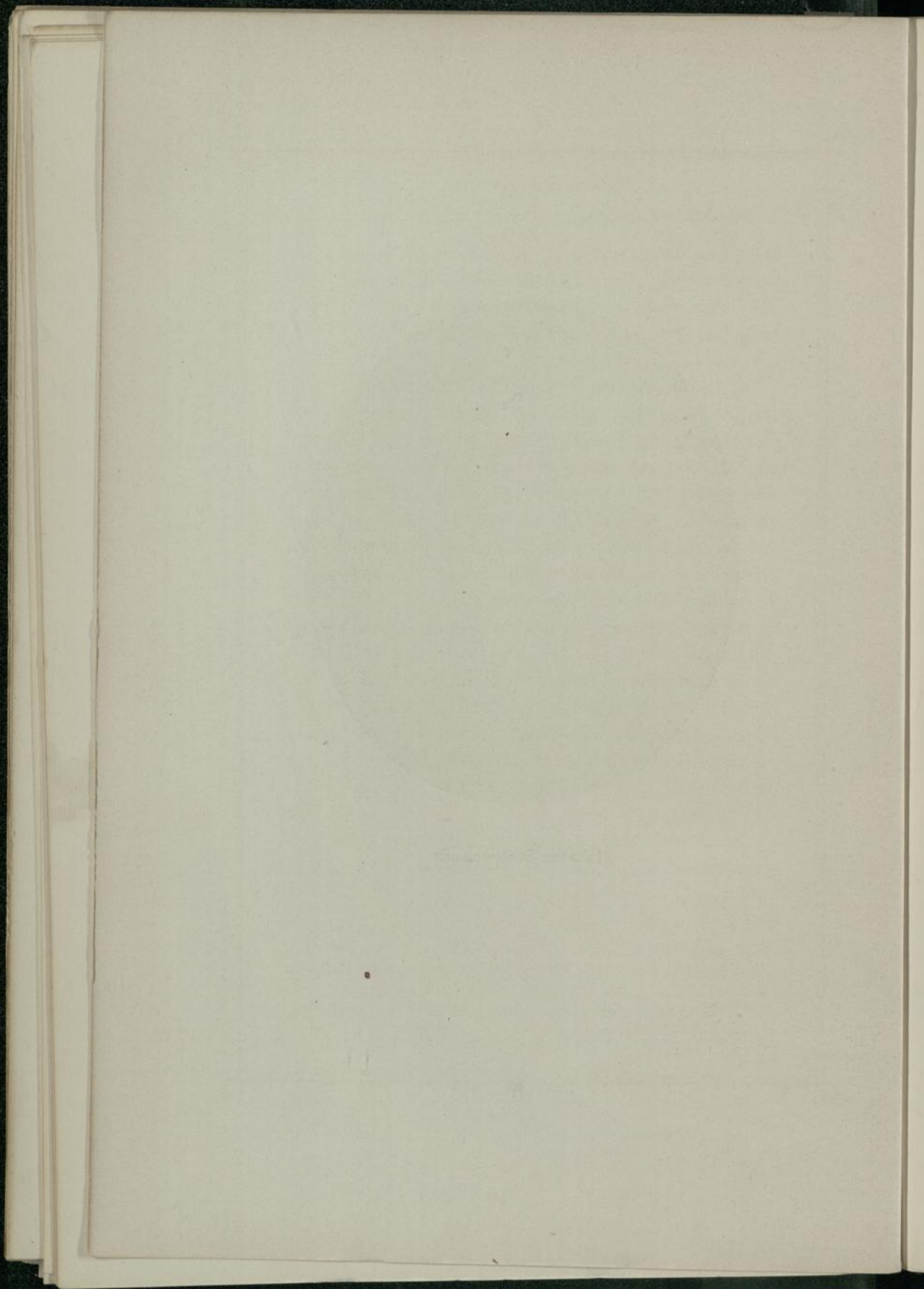
auch von hartem Material, und es ist eine alte Rede, dass Stein und Stahl Funken geben. Die Biographen Schopenhauers halten sich wohl an seine Lehre von der Erbllichkeit, meinen, da ja nur der Intellect von der Mutter ererbt werde, so komme auf den Charakter Johannas nicht viel an. Ich bin aber der Ansicht, dass es einen charakterfreien Intellect gar nicht gebe, dass die Vererbung von der Mutter auf den Sohn weiter reiche als nur auf die sogenannten intellectuellen Fähigkeiten, dass auch in unserem Falle die Aehnlichkeit zwischen Mutter und Sohn grösser gewesen sei, als jene Biographen denken. Dafür spricht u. A., dass Schopenhauer „die Statur“ nicht vom Vater, sondern von der Mutter geerbt hat. Während die Tochter sehr gross war, wie der Vater, glich Schopenhauer der auffallend kleinen Mutter auch insofern, als er unter der Mittelgrösse blieb. Gerade deshalb habe ich mich bei dem Charakter Johannas aufgehalten und habe zu zeigen versucht, dass sie bei wohlwollender Betrachtung in besserem Lichte erscheint, als Grisebach u. A. sie uns zeigen. Zu einem ähnlichen Ergebnisse wie die Betrachtung ihres Lebens führt die ihrer schriftstellerischen Erzeugnisse, denn auch diese hängen ganz und gar nicht allein vom „Intellect“ ab. Durchaus zu loben sind die biographischen Aufzeichnungen und die Reiseschilderungen Johannas. Hier zeigt sie sich immer klar, besonnen, sachlich. Man gewinnt den Eindruck, dass man ihren Angaben vollständig trauen dürfe, ihre Anschauungen sind gemässigt, verständlich und wohlwollend. Das Beste, was sie ge-

Schopenhauers Person.

schrieben hat, dürfte die Beschreibung ihrer Jugend sein, an deren Fortsetzung sie der Tod gehindert hat. Immer muss man bedenken, dass eine Frau schreibt, und zwar eine Frau, deren Erziehung durchaus fragmentarisch war. Mit dieser Rücksicht ist besonders anzuerkennen, dass sie ein recht gutes Deutsch schreibt. Manche der heutigen Schriftsteller, bei denen man mit Schrecken die Verhuzung der Sprache durch das Zeitunglesen u. s. w. erkennt, könnten sich diese alte Kaufmannsfrau zum Muster nehmen. Viel schwächere Leistungen sind die Romane Johannas. Auch in ihnen ist manches zu loben: reiche Phantasie, Lebendigkeit und Frische, scharfe Beobachtung des geselligen Wesens und einzelner Charakterzüge, aber das Ganze will uns doch gar nicht gefallen. Gerade den von Goethe gelobten Roman Gabriele habe ich nur mit Anstrengung durchlesen können; die dreibändige Geschichte ist entsetzlich breit und im üblen Sinne romanhaft. Auch die anderen Romane haben dieselben Fehler, die Erzählung ist phantastisch, reich an Unwahrscheinlichkeiten, weibliche Schönheit, Liebenswürdigkeit wird in unglaublichen Mengen geliefert, die Leute triefen von Edelmuth, Leidenschaft und überschwenglicher Liebe zu den unglaublich vorzüglichen Frauenzimmern, alle Figuren sind mehr oder weniger schematisch und überall ist das Medium eine faullenzende reiche Gesellschaft, deren Treiben als der Kern des menschlichen Wesens erscheint. Manches, was uns jetzt missfällt, wurzelt wohl in Zeitverhältnissen, wie denn die Schönrednerei und Vornehmthuerei den meisten alten Ro-



Johanna Schopenhauer.



Schopenhauers Schwester.

manen eigen zu sein scheint. Der Grundfehler ist die Verhimmelung der Geschlechtsliebe, diese Lüge verdirbt alles. Indessen deutet der Mangel an Ernst und Tiefe bei Johanna zweifellos auf persönliche Eigenschaften hin.

Johanna scheint eine vortreffliche, ausdauernde Gesundheit gehabt zu haben. Sie hat in ihrer Jugend die nicht geringen Reise-Strapazen sehr gut ertragen und scheint auch später nicht viel krank gewesen zu sein. Im Jahre 1823 wird von einem „Schlaganfalle“ berichtet, etwas Genaueres erfahren wir nicht. Im Laufe der Jahre stellte sich bei ihr eine Krümmung der Wirbelsäule ein, Holtei spricht daher von seiner „verkrümmten“ Freundin. Sie starb am 17. April 1838, im 72. Lebensjahre, plötzlich, wie es scheint, an Herzlähmung. *)

Johanna gebar 1797 eine Tochter, die auf die Namen Luise Adelaide Lavinia getauft, Adele genannt wurde. Ueber ihre Kindheit erfahren wir sehr wenig. Als die Mutter nach dem Tode des Vaters mit ihr nach Weimar zog und dort die Schrecken der Plünderung erlebte, war das Kind 9 Jahre alt. Später hat sie in ihrem Romane „Anna“ die Erlebnisse eines Kindes während der Plünderung geschildert, doch scheinen

*) Das Bild der Johanna nach Seite 24 ist nach dem Stahlstiche gemacht, der dem 1. Bande der Gesamtausgabe ihrer Schriften (Brockhaus, 1830) beigegeben ist. Es stellt sie als ältere Frau vor und sagt uns viel mehr von ihr, als das flache Oelbild der Weimarischen Bibliothek, das durch Düntzer bekannt geworden ist.

Schopenhauers Person.

dieser Beschreibung weniger eigene Erinnerungen als die höchst lebensvollen Aufzeichnungen der Mutter zu Grunde zu liegen. Sie verlebte dann in Weimar eine recht glückliche Jugend und empfing reichliche Anregung durch die bedeutenden Männer, mit denen ihre Mutter in Verkehr stand. Wir lernen das junge Mädchen aus den Briefen an den Bruder kennen, von denen Gwinner Bruchstücke mitgetheilt hat. Der grosse im Anfange d. J. 1819 geschriebene Brief des 22jährigen Mädchens überrascht durch den Ernst und den vortrefflichen Stil. Man glaubt eine reife Schriftstellerin zu hören und empfängt den Eindruck, dass diese Schwester des Bruders werth gewesen sei. Auch einige schwermüthige Betrachtungen über den Werth des Lebens sind eingeflochten und die Klage, dass das häusliche Glück auch ihr fehle. Adele berichtet sehr anmuthig über ihren Verkehr mit Goethe, zu dessen Lieblingen sie gehörte, und mit der ihr eng befreundeten Ottilie. Bald folgte das Unglück, das die sorgenlose Jugend abschloss, und das Adele die Umwälzung ihres ganzen Erdengeschickes nennt, d. h. der Verlust des grössten Theiles ihres väterlichen Vermögens durch den Zusammenbruch eines Danziger Geschäftes. Später schreibt sie darüber: „Wenige sind wohl so glücklich gewesen als ich im Leben: das plötzliche Aufhören des Glücks und die Verachtung, die dieses Aufhören mir gegen die liebsten Menschen aufzwang, brachte mich in die Mitte zwischen Wahnsinn und Tod. Ich suchte mir zu helfen und fand Mittel aus, das Leben zu ertragen, ohne Freude, aber doch ohne Klagen,

Schopenhauers Schwester.

und mein Körper blieb länger krank als meine Seele.“ „Ich lebe ungern, scheue das Alter, scheue die mir gewiss bestimmte Lebenseinsamkeit. Ich mag nicht heirathen, weil ich schwerlich einen Mann fände, der zu mir passte . . . Ich bin stark genug, um diese Oede zu ertragen; aber ich wäre der Cholera herzlich dankbar, wenn sie mich ohne heftige Schmerzen der ganzen Historie enthöbe.“ Ueber die Krankheit, von der sie spricht, scheint nichts bekannt zu sein. Die Hauptbedeutung des Vermögensverlustes lag wohl darin, dass er ihr die Hoffnung auf eine passende Ehe nahm und ihr zeigte, wie sehr das Verhalten der Menschen von unserem finanziellen Zustande abhängt. Dazu kam, dass Misshelligkeiten, die die Verhandlungen über die Geldgeschäfte mit sich brachten, zu einem Bruche mit dem Bruder führten. „Ich habe deine Festigkeit, schrieb sie ihm damals, aber ich habe auch deinen Stolz.“ Erst 1831 ward die Versöhnung durch einen Brief des Bruders erreicht. In der Antwort Adels auf diesen Brief heisst es: „Ich riss mich los von dir, weil dein Misstrauen mich erschreckte! Es ist eine traurige Geschichte; Vorwürfe verdiene ich aber nicht; ich habe in aller Unschuld gefehlt.“ Nachdem die Resignation eingetreten war, hat Adele in der Beschäftigung mit der Kunst und in der Schriftstellerei ihre Befriedigung gesucht. Ueber ihre Erscheinung und ihr Wesen in späterer Zeit hat neuerdings Fanny Lewald in ihren „Lebenserinnerungen“*) berichtet. Die Lewald besuchte

*) Westermanns Monatshefte, August 1897.

Schopenhauers Person.

Adelen in Rom, sie schreibt: „Ich hatte die Reisebriefe und die Romane ihrer Mutter in meiner Jugend mit besonderer Vorliebe gelesen; auch Adeles Märchen und ein Roman, der, wenn ich nicht irre, „Anna“ hiess, waren mir bekannt, und wenn ich der übertriebenen Gefühlsfeinheit und schattenhaften Schönseligkeit des letzteren auch weit weniger Geschmack hatte abgewinnen können als den viel frischeren und lebensvolleren Dichtungen der Mutter, so hatten meine Berliner Freunde doch immer mir grosser Anerkennung auch von der Tochter gesprochen. Ihr Geist, ihre Kenntnisse, ihr meisterhaftes Vorlesen, das selbst Goethe entzückt haben sollte, ihre grosse gesellige Liebenswürdigkeit waren mir vielfach gerühmt worden. Ich hatte Gelegenheit gehabt, verschiedene Arabesken zu bewundern, die sie mit der Scheere aus schwarzem Papier ausgeschnitten hatte. Es waren wirkliche kleine Kunstwerke gewesen, und ich ging in jedem Betracht mit dem besten Vorurtheil und den angenehmsten Erwartungen zu ihr hin. Auch empfing sie mich sogleich; aber ich konnte mich weder in ihre Erscheinung, noch in ihre Art und Weise finden.

Man hatte ihres Aeusseren nie gegen mich erwähnt, ich hatte es mir also günstig gedacht und war daher beim ersten Anblick durch Adeles auffallende Unschönheit ganz betroffen. Sie war sehr gross, mager, ungewöhnlich starkknochig und hatte dünnes gelbliches Haar, das die breite Stirn und die weit vorstehenden Backenknochen kaum nothdürftig umgab. Die grossen, wasserblauen Augen waren übermässig

Schopenhauers Schwester.

gewölbt, und traten weit vor den Lidern heraus, und ein breiter äusserst hässlicher Mund wurde durch die langen Zähne nicht verschönt. Alle ihre Bewegungen waren steif und eckig, und dazu hatten ihre Manieren etwas so seltsam Anspruchsvolles und Gespreiztes, dass ich förmlich Zeit gebrauchte, mich an diese Geschraubtheit zu gewöhnen. Ich hatte schon manches unschöne Frauenzimmer im Leben gesehen und es von Herzen lieb gewonnen, obgleich wirkliche Hässlichkeit mir auch an Menschen, die ich liebte, immer sichtbar und immer unangenehm empfindlich geblieben war; aber eine Hässlichkeit, die so geflissentlich das Urtheil gegen sich herauszufordern schien, ist mir niemals, weder vorher noch nachher begegnet.

Sie empfing mich mit lauter Fragen. Das ist an und für sich eine sehr liebenswürdige, dem schüchternen Fremden Mund und Herz erschliessende Weise, wenn diese Fragen nicht gar zu zwingend gestellt und auf gar zu bestimmte Dinge gerichtet sind; aber eine solche Fragelust kann unter Verhältnissen auch sehr bald lästig werden, und nachdem ich meine erste Ueberraschung überwunden hatte, wurden Fräulein Schopenhauer und die ganze Scene mir so belustigend, dass meine übermüthigste Laune sich daran entzündete. Ich hatte bereits genaue Auskunft über meinen Geburtsort, meine Familie, meine Vermögensumstände, meine Arbeiten und meine vierunddreissig Jahre gegeben. Ich hatte die Mittheilung empfangen, dass es für eine Dame „unseres Alters“ — Fräulein Schopenhauer war mindestens zwanzig Jahre älter als ich —

Schopenhauers Person.

sehr schwer sei, in der Welt allein zu stehen, und noch weit schwieriger, sich in der vornehmen römischen Gesellschaft ohne Rang und Vermögen Zutritt zu verschaffen, den sie natürlich ebenso wie die weit ausgebreiteten Verbindungen besitze, und dass sich auch für mich möglicherweise einige Aussichten dazu eröffnen könnten, wenn — und wenn — — und wenn“ — . . .

„Ihre Pedanterie, ihre Gespreiztheit und das Darstellen ihrer Jugendlichkeit, die sehr weit hinter ihr lag, behielten für uns alle immer etwas Abgeschmacktes, aber sie war eine Frau von Geist, hatte viel erlebt, und ich habe während meines ganzen italienischen Reiselebens viel und gern mit ihr verkehrt; sie ist, nachdem wir uns näher hatten kennen lernen, immer freundlich, oft gefällig gegen mich gewesen und ich habe manche gute Stunde mit ihr zugebracht, nachdem ich gelernt hatte, ihre Wunderlichkeiten mit in den Kauf zu nehmen, was eben nicht schwer war.“

In ihren Kunstleistungen scheint Adele über kleine Künste nicht hinausgekommen zu sein. Ihr Bruder sagt, sie habe Blumen und kleine menschliche Figuren wirklich sehr schön gemalt. Von ihrer Fertigkeit im Ausschneiden mit der Scheere haben mir ältere Damen in Weimar und Jena noch mit Vergnügen erzählt. Das Urtheil der Lewald über Adelens Schriften scheint mir sehr richtig zu sein. Das Beste, was Adele geschrieben hat, erwähnt die Lewald freilich nicht, ihre Briefe. Die Märchen und den Roman „Anna“ habe ich mit einiger Ueberwindung durchgelesen: Ueberspanntheit

Schopenhauers Schwester.

ist vielleicht der passendste Ausdruck für diese Art von Romantik, und es mag wohl sein, dass das kraftlos-ästhetische Wesen, das in Weimar zu Hause war, einerseits, ihre Altjüngferlichkeit andererseits Adelen verhindert haben, Besseres zu leisten. Den von Grisebach erwähnten Roman „Eine dänische Geschichte“ kenne ich nicht. Am 25. August 1849 starb Adele und an Goethes hundertjährigem Geburtstage wurde sie begraben.

Adele schrieb an ihren Bruder: „Ich bin überzeugt, dass unsere Charaktere im Guten und Schlimmen viel Aehnliches haben.“ Sie meint wohl damit, dass Beide bei edler Gesinnung heftig und stolz waren, sich im Leben nicht wohl fühlten und unter den Menschen einsam waren. Indessen dürfte es doch recht schwer sein, über Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der Geschwister etwas Zuverlässiges zu sagen. Adele glich zu ihrem Unglücke körperlich offenbar dem Vater, wahrscheinlich hatte sie auch geistig mehr Aehnlichkeit mit ihm als mit der Mutter. Vom Vater scheint sie ein vorwiegend melancholisches Temperament, eine gewisse Schwerfälligkeit und den Mangel an Humor geerbt zu haben. Man traut ihr ein herzliches Lachen gar nicht zu. Der Bruder dagegen war frei von Sentimentalität, sein guter Humor wuchs mit den Jahren; wenn er donnert und wettet, so ist auch der Schalk dabei, seine Werke und seine Briefe sind z. Th. so witzig, dass es einem recht wohl dabei wird. Man möchte demnach annehmen, dass dem schweren Ernste des Vaters bei dem Sohne etwas von der mütterlichen

Schopenhauers Person.

Heiterkeit zugesetzt sei, während bei der Tochter dieser Zusatz fehlte. Zweifellos sind beide Geschwister im Grunde edle Naturen, beide sind *δύσκολοι* und beide sind reich befähigt. Aber der Unterschied des Geschlechtes erschwert jede Vergleichung zwischen Bruder und Schwester ausserordentlich. Der Bruder ist rauh und fest, herb tritt er der Welt entgegen, findet Widerspruch und Streit, die Schwester passt sich der Umgebung an, verschliesst ihr Inneres, erscheint als sanft und schmachkend. Der Bruder ist ein schaffender Geist und hinterlässt eine Fülle neuer und fruchtbarer Gedanken, die Schwester verbringt ihr Leben auch mit geistiger Beschäftigung, das Ergebniss aber ist äusserst dürftig, denn es möchte schwer sein, bei ihr auch nur Einen neuen Gedanken nachzuweisen. Liegt der Unterschied allein in der Männlichkeit und Weiblichkeit? Unser Wissen ist hier wie anderwärts Stückwerk, denn wir sind ebensowenig im Stande, den Gegensatz der Geschlechter gründlich zu beurtheilen, als den Gang der Vererbung. Nebenbei gesagt, Adele zeigt recht deutlich, dass die weiblichen Fähigkeiten weder durch bedeutende anregende Umgebungen, noch durch die Abwesenheit der „erniedrigenden“ Haushalt- und Kinderstuben-Sorgen wesentlich gesteigert werden können, es bleibt beim Anempfinden und der mehr oder weniger geschickten Wiedergabe des Aufgenommenen. Andererseits ist es sehr schade, dass Adele nicht einen Sohn hinterlassen hat, denn an ihm könnte man vielleicht sehen, was in ihr gesteckt hat. Immer muss ich bei Adele an Cornelia Goethe denken,



Adele Schopenhauer.

Schopenhauers Kindheit. 1788—1803.

ihre Hässlichkeit, ihre Schwermuth, ihre Anlagen, ihr Verhältniss zum Bruder, alles bildet eine überaus merkwürdige Parallele.*)

Arthur Schopenhauer ist am 22. Februar 1788 geboren worden. Schon vor seiner Geburt hatte er wunderliche Schicksale zu bestehen. Seine Eltern waren am 24. Juni 1787 auf Reisen gegangen, waren über Hannover, Pyrmont, Frankfurt a. M., Belgien, Paris nach London gereist. Der Vater wünschte, dass seine Frau ihre Entbindung in London abwarte, damit der erwartete Sohn das englische Indigenat erwerbe. Dann aber stiegen Bedenken auf, im Dezember wurde die Rückreise angetreten, und am Sylvester trafen die Reisenden wieder in Danzig ein. Die junge Frau hatte also den grössten Theil ihrer Schwangerschaft auf recht ungewöhnliche Weise zugebracht. Das Reisen war damals eigentlich kein Spass, und wenn man die Berichte Johannas liest, besonders die Schilderung der Winterreise, so möchte man glauben, dass einer Frau auch im gewöhnlichen Zustande die Strapazen allzu gross gewesen seien, geschweige denn einer schwangeren. Indessen hat Johanna alles vortrefflich überstanden. Wer mag sagen, ob und inwiefern ihr Erleben einen Einfluss auf die Frucht gehabt habe? Die Geburt scheint ganz normal gewesen zu sein, und das Kind gedieh. Im Frühjahr zog die Mutter mit ihm

*) Adels Kinderbild ist die Nachbildung eines Miniaturportraits, das die Besitzerin, Frau Major Ridel in Weimar, mir gütigst überlassen hat. Der Künstler ist unbekannt. Es wird aus den ersten Jahren des Weimarischen Aufenthaltes stammen.

Schopenhauers Person.

nach Oliva, und während draussen die Welt tobte, erfreuten sich Beide des stillen Landlebens. Arthurs Vater war ein eifriger Politicus: im Juli kam er trotz des Posttages mit verhängtem Zügel in Oliva angesprengt, um seiner Frau die Nachricht von der Eroberung der Bastille zu überbringen. Auch die folgenden Jahre verbrachte der sich zu einem „kräftigen Knaben“ entwickelnde Arthur fast ganz auf dem Lande. Leider hat uns Johanna über die ersten Lebensjahre ihres Sohnes so gut wie keine Nachricht gegeben. Er selbst hat eine Anekdote berichtet. Das Kind habe keine Vorstellung von einer todten Natur, suche in Allem ihm selbst ähnliche Wesen. „So hat man mich als Kind gefunden, wie ich meinen Schuh in ein grosses Gefäss voll Milch geworfen hatte und nun den Schuh recht herzlich bat, herauszuspringen.“ Im Frühjahr 1793 floh die Familie vor den Preussen nach Hamburg, und hier blieb Arthur bis zum Sommer 1797. Er besuchte (von wann an?) eine Privatschule, aber der Vater wünschte, sein Sohn solle sich die französische Sprache ganz aneignen. Er reiste deshalb mit ihm über Paris nach Havre und brachte ihn zu einem Geschäftsfreunde, mit dessen Sohne zusammen Arthur durch Hauslehrer unterrichtet wurde. Der Pflegevater war, wie Schopenhauer in seinem curriculum vitae später sagte, *vir bonus, aequus, mitis*, und die Zeit in Havre war *longe jucundissima pueritiae pars*. Offenbar war der Knabe nicht nur durch das positive Gute beglückt, sondern auch durch die Trennung von seiner Familie, in der die Eigenthümlichkeit seines

Schopenhauers Jugend. 1803—13.

Vaters und die Weltlichkeit der Mutter ihm das Leben erschwerten. Der alte Schopenhauer hat gegen K. Bähr die Sorgfalt seines Vaters gerühmt, der ihn schon im Kindesalter mit sich auf Reisen genommen und gesagt habe: „Mein Sohn soll im Buche der Welt lesen.“ Nach reichlich zwei Jahren reiste Arthur ohne Begleitung (solus) zu Schiff nach Hamburg zurück, wo er das Deutsche erst wieder lernen musste. Die nächsten vier Jahre brachte er in Hamburg zu, besuchte Dr. Runges Schule, die die Söhne der reichen Hamburger zu tüchtigen Kaufleuten heranbilden sollte. In dieser Zeit, sagt Schopenhauer, erfasste mich eine starke Neigung zur Gelehrtenlaufbahn, und ich ging meinen Vater mit inständigen Bitten an, dass er mir den Willen thue und mich nicht Kaufmann werden lasse. Dr. Runge unterstützte die Bitten des Knaben, sodass der Entschluss des Vaters beinahe ins Wanken zu kommen schien. Am Ende rückte Heinrich Floris mit einem etwas diabolischen Vertrage heraus: entweder solle der Sohn sofort in das Gymnasium eintreten, oder aber mit den Eltern eine mehrjährige Reise machen; wähle er das zweite, so müsse er freilich versprechen, nachher Kaufmann zu werden. Der arme Knabe, den die Sehnsucht nach seinen französischen Freunden und nach der weiten Welt plagte, ging in die Falle, und im Frühjahr 1803 wurde die grosse Reise angetreten. Es scheint, dass Arthur damals besonders für poetische Werke eingenommen gewesen sei. „Du bist nun schon 15 Jahre alt,“ schreibt ihm die Mutter, „du hast schon die besten deutschen, französischen

Schopenhauers Person.

und zum Theil auch englischen Dichter gelesen und studirt und doch ausser den Schulstunden kein einziges Buch in Prosa, einige Romane ausgenommen, keine Geschichte, nichts als was du etwa lesen musstest, um bei Herrn Runge zu bestehen . . . alles in der Welt wollte ich Dich lieber werden sehen als einen sogenannten Belesprit.“ Vielleicht hatte Arthur mehr Romane gelesen, als sie dachte. Dem K. Bähr erzählte Schopenhauer, er habe als 14jähriger Knabe mit Hülfe seines Kommodenschlüssels der väterlichen Bibliothek den Roman „Faublas“ entführt und habe sich Nachts auf seinem Bette sitzend darein vertieft. Da sei der Vater, um in Johannas Zimmer zu kommen, unversehens hereingetreten: „ein gegenseitiges Ertappen!“ Vor dem Roman-Lesen hat Schopenhauer später die jungen Leute wiederholt gewarnt, er muss wohl die üblen Folgen gespürt haben. Die Mutter hat auch sonst allerhand an ihrem Sohne auszusetzen, er sei nicht entgegenkommend genug, er habe Anlage zu einem rauhen, selbstgefälligen Wesen und Thun. Im Grossen und Ganzen aber scheint Arthur ein ziemlich normaler Junge gewesen zu sein, frühentwickelt, nachdenklich, aber doch jugendlich heiter und gesellig. Wenn der alte Mann von der Kindheit spricht, so denkt er offenbar an die eigene. Er betont, dass die Personen und Ereignisse der ersten zwölf Jahre unverlöschlich eingepägt seien. Dies sei die Folge davon, dass sich das Kind mit ganzem Herzen den Eindrücken überlasse. Der Intellect sucht unaufhörlich Nahrung in einer ganzen Welt des neuen Daseins,

Schopenhauers Jugend. 1803—13.

wo Alles, Alles mit dem Reize der Neuheit überfirnisst ist. „Hieraus entspringt es, dass unsere Kinderjahre eine fortwährende Poesie sind.“ Die Kinder seien nur scheinbar dem Einzelnen zugewandt, vielmehr seien sie mitten unter dem kindischen Treiben unbewusst bemüht, an den einzelnen Szenen und Vorgängen das Wesen des Lebens selbst, die Grundtypen seiner Gestalten und Darstellungen, aufzufassen. Die Erfahrungen der Kindheit werden so die Kategorieen, in die man alles spätere einordne. „So bildet sich demnach schon in den Kinderjahren die feste Grundlage unserer Weltansicht, mithin auch das Flache oder Tiefe derselben.“ Man sehe aber als Kind die Welt nur von aussen und halte sie für ebenso gut und glücklich wie schön. Auch harmonire man mit den anderen Kindern vortrefflich, wie im Anfange des Frühlings alles Laub gleich zu sein scheine.

Auf der grossen Reise wurde Arthur zum Jünglinge, und der Philosoph erwachte in ihm. Die Familie reiste über Holland nach England, und Arthur wurde für einige Monate in die Pension des Rev. Lancaster in Wimbledon bei London gebracht. Diese Zeit scheint für ihn sehr wichtig gewesen zu sein, denn wahrscheinlich ist in ihr sein Hass gegen das Kirchliche und gegen das alte Testament entstanden. Die Anstalt scheint nach englischer Art sehr auf Frömmigkeit eingerichtet gewesen zu sein; Johanna entwirft in ihren Reisebriefen ein Bild von ihr, dem offenbar die Schilderung Arthurs zu Grunde liegt. Die „infame Bigotterie“ und der unleidliche Zwang bewogen den

Schopenhauers Person.

jungen Eiferer, „die ganze Nation zu hassen“. Später schätzte bekanntlich Schopenhauer die englische Art in den meisten Dingen hoch, der Hass gegen die Pfäfferei aber ist ihm geblieben, und die englischen Reverends sind vermuthlich schuld daran, dass er ungerecht wurde, sobald wie er an das alte Testament dachte.

Mit der Mannbarkeit erwachte in Schopenhauer die Dyskolie. Er sah auf der Reise das Elend der Armuth, die Bagno-Sträflinge in Toulon, die Erinnerung an die Greuel der Revolution packte ihn in Lyon, und seine Mutter bemerkte mit Missfallen, dass er sich durch trübe Gedanken die Laune stören liess. „In meinem 17. Jahre, ohne alle gelehrte Schulbildung, wurde ich vom Jammer des Lebens so ergriffen, wie Buddha in seiner Jugend, als er Krankheit, Alter, Schmerz und Tod erblickte. Die Wahrheit, welche laut und deutlich aus der Welt sprach, überwand bald die auch mir eingepprägten jüdischen Dogmen, und mein Resultat war, dass diese Welt kein Werk eines allgütigen Wesens sein könnte.“ Dass es sich bei dem sogenannten Pessimismus zum Theile um etwas Organisches handelt, das erkannte Schopenhauer später selbst. „Wie im Erkennen, so ist auch im Gefühl des Leidens oder Wohlseins ein sehr grosser Theil subjectiv und a priori bestimmt. In jedem Individuum ist nämlich das Maass des ihm wesentlichen Frohsinns oder Trübsinns durch seine Natur ein für alle Mal bestimmt, welches Maass sich gleich bleibt, wie sehr auch die äusseren Umstände wechseln mögen. Sein

Schopenhauers Jugend. 1803—13.

Leiden und Wohlsein ist demnach nicht von aussen, sondern eben nur durch jenes Maass, jene Anlage bestimmt, welche zwar durch das physische Befinden einige Ab- und Zunahme zu verschiedenen Zeiten erfahren kann, im Ganzen aber dieselbe bleibt und nichts anderes ist, als was man sein Temperament oder seine Grundstimmung nennt. Auf der ursprünglichen Verschiedenheit dieser beruht der platonische Gegensatz zwischen dem Eukolos und Dyskolos, d. i. zwischen dem, der leichten, und dem, der schweren Sinnes ist.“ Es ist gar nicht zu bezweifeln, dass Schopenhauers Lebensauffassung in der Hauptsache durch die angeborene Gehirnbeschaffenheit bestimmt wurde, und dass die Dyskolie ein Erbtheil vom Vater war, wengleich sie in ihm sich anders darstellte als im Vater. „Ich weiss nur zu gut,“ schrieb ihm die Mutter 1807, „wieviel Anlage zu schwermüthigen Grübeleien du von deinem Vater zum traurigen Erbtheil bekamst.“ Wenn nun auch die melancholische Färbung des Denkens auf angeborener Anlage beruht, so ist sie doch weder von vornherein da, noch bleibt sie im Laufe des Lebens unverändert. Auf der Kindheit ruht sie nur wie ein leichter Schatten, mit der Pubertät jedoch wird sie mächtig und gerade in den Jahren der frischesten Jugend ist sie am stärksten. Ist sie in der Anlage schwach, so mag nichts von ihr wahrgenommen werden, als eine leichte Schwermuth während der Jünglingsjahre. Je stärker sie ist, um so weiter hinein in das Leben reicht sie, sie kann das dritte und vierte Jahrzehnt verdunkeln, aber fast immer nimmt sie in

Schopenhauers Person.

der zweiten Hälfte des Lebens ab. Bald scheint die Sonne schon um Mittag, bald bricht sie erst gegen Abend durch die Wolken. Das Leben eines Menschen mit ausgeprägter Dyskolie gleicht einem Tage, an dem der Himmel sich schon in den Morgenstunden umzieht, und erst dann, wenn die Sonne sich neigt, ihre Strahlen zum wehmüthig-heiteren Abschiede leuchten. So war Schopenhauers Leben.

Von England zogen die Reisenden nach Südfrankreich. Durch die Schweiz, Oesterreich, Sachsen führte der Weg zurück, und im September 1804 wurde Berlin erreicht, von wo aus der Vater sich nach Hamburg wandte, die Mutter und Arthur Danzig besuchten. „Es leuchtet ein,“ sagt Schopenhauer in seiner lateinischen Lebensskizze, „dass mir durch die lang andauernde Reise zwei Jugendjahre, die sonst zur Erlernung der alten Sprachen und anderer Fächer verwendet werden, in dieser Hinsicht gänzlich nutzlos verstrichen. Dennoch zweifle ich auch heute noch, ob nicht eine Frucht dieser Reise mir zu gute gekommen ist, die jenen Nachteil vollständig ausglich, ja überwog. Denn gerade in den Jahren der Mannbarkeit, in denen die menschliche Seele sowohl Eindrücken jeder Art am meisten offen steht, als auch nach dem Erfassen und Verstehen der Dinge am begierigsten ist, wurde mein Geist nicht, wie es gewöhnlich geschieht, mit Worten und Berichten über Dinge, von denen ein wahrhaftes Verständniss noch gar nicht möglich ist, angefüllt, noch wurde auf diese Art die erste Schärfe des Geistes stumpf und müde gemacht. Vielmehr wurde mein

Schopenhauers Jugend. 1803—13.

Geist durch die Anschauung des Wirklichen genährt und in Wahrheit gebildet, und lernte daher, was und wie die Dinge seien, früher, ehe er die über ihre Beschaffenheit und ihre Beziehungen hergebrachten Meinungen in sich aufgenommen hatte.“

Nun kam aber das dicke Ende nach. Arthur musste seinem Versprechen gemäss als Lehrling in ein kaufmännisches Haus eintreten. Nie, sagt er, hat es einen schlechteren Handlungsdiener gegeben als mich. Nach Kräften suchte er Zeit zu erlisten, die er den Büchern widmen, oder in der er seinen Gedanken nachhängen könnte. Offenbar im Herzen lächelnd erzählt er, dass er im Contor immer versteckte Bücher hatte und dass er seinen Lehrherrn auf jede Weise täuschte, um an den Vorlesungen Galls täglich theilnehmen zu können. „Tiefe Traurigkeit machte mich unfügsam und Anderen lästig“ (*insuper me contumacem, aliisque molestum reddebat profunda animi tristitia*). Er glaubte, sein Leben verpfuscht zu haben und rettungslos an den Contor-Sessel geschmiedet zu sein. Wahrscheinlich machte auch die wachsende krankhafte Verstimmung des Vaters der Familie das Leben schwer. Schon am 20. April 1805 trat der plötzliche Tod des Vaters ein. Dieses ernste Ereigniss steigerte die trübe Stimmung des Sohnes, sodass sie von wahrer Melancholie wenig entfernt war (*moestitia adeo crevit, ut a vera melancholia parum abesset*). Gwinner sagt, dass mehrfache ihm indirect bekannt gewordene Aeusserungen des Sohnes an dem Selbstmorde des Vaters nicht zweifeln lassen. Auch die Ausdrücke, die Scho-

Schopenhauers Person.

penhauer anwendet: *pater optimus subito, fortuito, cruento mortis genere repente abreptus est*, und die spätere Bemerkung: „Wer hat nicht Bekannte, Freunde, Verwandte gehabt, die freiwillig aus der Welt geschieden sind?“, eine Bemerkung, an die sich die Abweisung der bornirten Verurtheilung des Selbstmordes als einer Handlung „von uns geehrter und geliebter Menschen“ anschliesst, dürften darauf hindeuten, dass auch Schopenhauer den Tod seines Vaters für freiwillig gehalten hat, dass er somit doppelt erschüttert sein musste. Die Trauer um den Vater mochte nachlassen, die Trauer um das eigene Schicksal blieb. Er fühlte sich als Kaufmann unglücklich und hielt sich doch einerseits für gebunden durch das dem Vater gegebene Wort, andererseits für zu alt, um noch in die Gelehrten-Laufbahn einzutreten. Seine trübe Stimmung spricht aus den Bruchstücken, die von seinen Briefen an die nach Weimar verzogene Mutter übrig sind. Das Charakteristische aber ist, dass er nicht, wie ein gewöhnlicher junger Mensch es thun würde, über sein Schicksal klagt, vielmehr über das Elend des Lebens überhaupt philosophirt. Die Mutter hatte ihm nach der Schlacht bei Jena geschrieben: „Ich könnte dir Dinge erzählen, wofür dir das Haar emporsträuben würde, aber ich will es nicht, denn ich kenne ohnehin, wie gerne du über das Elend der Menschen brütest. Du kennst es noch nicht, mein Sohn, alles was wir zusammen sahen, ist nichts gegen diesen Abgrund des Jammers.“ Er spricht schwungvoll über die Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Irdischen: „Das eiserne

Schopenhauers Jugend. 1803–13.

Urtheil des Bedürfnisses ist über der Armen Geschlecht ausgesprochen, Mangel und Nothdurft liegen unabwäzbar auf ihm, fordern jede Kraft und hemmen jedes Streben.“ Diese Stelle ist die Einleitung zu einer schwärmerischen Verherrlichung der Musik. Während sich in dem Kaufmanne wider Willen der Philosoph entwickelte, erwachte auch die Sinnlichkeit. Er scheint in den trüben Hamburger Jahren die ersten Erfahrungen dieser Art gesammelt zu haben, und er weist in den Versen „O Wollust, o Hölle“ u. s. w. darauf hin, dass ihm von Anfang an die Wollust der Kreaturen mit Bitterkeit gemenget war. Allmählich aber wurde ihm seine Lage unerträglich, er wandte sich vertrauensvoll an seine Mutter (*quum intolerabili animi aegritudine cruciatus in epistolis ad matrem lamentabiles effunderem querelas*); diese zog ihren Freund Fernow zu Rathe, und als der Gelehrte in einem ausführlichen Gutachten rieth, der junge Mann möge bei den Musen sein Glück versuchen, so versprach Johanna dem Sohne, ihm auf dem neuen Wege nach Kräften behülflich zu sein. Sie schickte ihm Fernows vortrefflichen Aufsatz und gab die Entscheidung in seine Hand. „Als ich diesen Aufsatz gelesen hatte, erzählt Schopenhauer, vergoss ich einen Strom von Thränen und augenblicklich stand mir der Entschluss fest, obwohl ich sonst an irgendwelche Wahlentscheidungen nur mit unendlichem Zögern herantrat.“ Auch aus den mütterlichen Briefen, die in dieser Zeit recht liebevoll sind, erfahren wir, dass Frau Johanna sich wundert über die schnelle Entschliessung, die gegen die Gewohnheit Arthurs

Schopenhauers Person.

sei. Hervorzuheben ist, dass sie ausdrücklich des Sohnes „feste, reine Rechtschaffenheit“ anerkennt.

Im Anfange des Jahres 1807 reiste Schopenhauer, 18 Jahre alt, von Hamburg ab*) und trat auf Fernows Rath hin in das Gothaische Gymnasium ein. Er lernte mit Feuereifer und mit glänzendem Erfolge. Das Lob der Lehrer und die Freude an dem neuen Leben verjagten Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit: *ex illa tristitia et desponsione paulatim emersus animum errexī in spem laetiozem et summa alacritate viriumque intentione fini mihi proposito allaboravi.* Zwar gestalteten sich ihm wegen eines Scherzgedichtes gegen einen Lehrer die Gothaischen Verhältnisse ungünstig, sodass er es vorzog, nach Weimar überzusiedeln, aber die Studien nahmen ihren Fortgang. „Mit der Zeit geizend sass ich täglich den ganzen Tag und die halbe Nacht hinter meinen Büchern, als ob ich mir das tägliche Brot erschwitzen müsste.“ Nach 2 Jahren des Aufenthaltes in Weimar war Schopenhauer soweit, dass er als reif für die Universität bezeichnet wurde. Auf jeden Fall ist die Erledigung des Gymnasialcursus in $2\frac{1}{2}$ Jahren eine bedeutende Leistung, die nur durch Schopenhauers grosse Energie und sein ausserordentliches Sprachtalent möglich war. Freilich hatte er durch die vollendete Kenntniss des Französischen und des Englischen eine Vorbereitung, die ihm gewiss

*) Grisebach sagt, Schopenhauer habe sich vor der Abreise einer Ohroperation unterzogen, da er links schwerhörig geworden sei. Näheres finde ich nicht.

Schopenhauers Jugend. 1803—13.

vieles erleichterte. In Wirklichkeit scheint es mit dem „Büffeln“ gar nicht so schlimm gewesen zu sein, da sowohl in Gotha wie in Weimar der Belustigungen nicht wenige waren.

In Gotha scheint Schopenhauer sehr vergnügt gewesen zu sein, er betheiligte sich an Ausflügen, machte Spottgedichte auf die Philister und schloss Freundschaften, die sich als dauerhaft erwiesen. Durch den verdriesslichen Vorfall, dass jener Lehrer sich über ihn beschwerte, und seine Folgen wurde ihm nicht nur Gotha verleidet, sondern auch die Stimmung der Mutter änderte sich. Der liebevolle Ton verschwindet aus ihren Briefen, Vorwürfe füllen sie an, und man sieht eine alte Missstimmung sich wieder beleben. Diese Briefe sind für beide Personen sehr charakteristisch. Ich kann hier nur einige sehr bezeichnende Stellen wiedergeben. „Du bist kein böser Mensch, du bist nicht ohne Geist und Bildung, du hast alles, was dich zu einer Zierde der menschlichen Gesellschaft machen könnte, dabei kenne ich dein Gemüth und weiss, dass wenige besser sind; aber dennoch bist du überlästig und unerträglich und ich halte es für höchst beschwerlich, mit dir zu leben. Alle deine guten Eigenschaften werden durch deine Superklugheit verdunkelt, und für die Welt unbrauchbar gemacht, bloss weil du die Wuth, alles besser wissen zu wollen, überall Fehler zu finden, ausser in dir selbst, überall bessern und meistern zu wollen, nicht beherrschen kannst. Damit erbitterst du die Menschen um dich her, Niemand will sich auf eine so gewaltsame

Schopenhauers Person.

Weise bessern und erleuchten lassen, am wenigsten von einem so unbedeutenden Individuum, wie du doch noch bist. Niemand kann es ertragen, von dir, der doch auch so viele Blößen giebt, sich tadeln zu lassen, am wenigsten in deiner absprechenden Manier, die im Orakelton gerade heraus sagt: so und so ist es, ohne weiter eine Einwendung nur zu vermuthen. Wärest du weniger, als du bist, so wärest du nur lächerlich, so aber bist du höchst ärgerlich.“ „Es ist zu meinem Glücke nothwendig, zu wissen, dass du glücklich bist, aber nicht ein Zeuge davon zu sein. Ich habe dir immer gesagt, es wäre sehr schwer, mit dir zu leben, und je näher ich dich betrachte, desto mehr scheint diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen. Ich verhehle es dir nicht: so lange du bist wie du bist, würde ich jedes andere Opfer eher bringen, als mich dazu entschliessen. Ich verkenne dein Gutes nicht, auch liegt das, was mich von dir zurückscheucht, nicht in deinem Gemüth, nicht in deinem inneren, aber in deinem äusseren Wesen, deinen Ansichten, deinen Urtheilen, deinen Gewohnheiten — kurz ich kann mit dir in nichts, was die Aussenwelt angeht, übereinstimmen. Auch dein Missmuth ist mir drückend und verstimmt meinen heiteren Humor, ohne dass es dir etwas hilft.“ — „An meinen Gesellschaftstagen kannst du Abends bei mir essen, wenn du dich dabei des leidigen Disputirens, das mich auch verdriesslich macht, wie auch alles Lamentirens über die dumme Welt und das menschliche Elend enthalten willst, weil mir das immer eine schlechte

Schopenhauers Jugend. 1803—13.

Nacht und üble Träume macht und ich gern gut schlafe.“

Die noch erhaltenen philosophischen Aufzeichnungen Schopenhauers aus den Jahren 1807—9 zeigen, wie sehr ernste und tiefe Gedanken das Innerste des jungen Mannes bildeten, wie sein Wesen ihn schon damals zuerst zu den Fragen seines späteren 4. Buches hintrieb. Ein solcher Jüngling wird seiner Umgebung gegenüber eine unglückliche Rolle spielen. Jeder Beruf hat sozusagen ein ihm adäquates Lebensalter. Den Künstler denken wir uns jung, den Gelehrten und den Staatsmann etwa 50jährig, den Weltweisen aber am liebsten als Greis. Ein junger Philosoph ist uns ein wenig gegen das Gefühl, und der Erwachsene wird geneigt sein, in einem unerwachsenen Weltweisen nur einen vorlauten Burschen zu sehen. Im jungen Denker gährt es; weil er Denker ist, fliegt sein Geist zur Höhe und überfliegt die Umgebung; weil er jung ist, muss er sich aussprechen, kann Uebertreibungen, Formlosigkeiten nicht vermeiden, er kennt die Mässigung noch nicht, und die unfertigen Kinder der Weisheit laufen wie junge täppische Neufundländer in die Salon-Welt hinein. In der Gesellschaft ist ein junger Denker in einer üblen Lage. Die Jugendlust und der Trieb zur Geselligkeit, die auch in ihm wohnen, führen ihn zu den Anderen hin, aber seine Eigenthümlichkeit macht ihn überall fremd, denn er kann sich beim besten Willen den Anderen nicht vollständig gleich stellen, kann an dem, was sich ereignet, nicht den gleichen Antheil nehmen wie sie. Ja, er bekommt einen lächer-

Schopenhauers Person.

lichen Anstrich, da Philosoph sein etwa ebensoviel bedeutet wie Einsiedler sein, ein liebebedürftiger Einsiedler aber eine komische Figur ist. Wenn die Freundinnen Adels heute noch erzählen, sie hätten sich vor dem mürrischen und hochfahrenden Bruder gescheut, so ist das sehr begreiflich, er war eben keine Speise für sie. Schopenhauer sagt selbst: „In meiner Jugend machte die Vernachlässigung, die ich in der Gesellschaft erfuhr, und der Vorzug, den man den Alltäglichen, Platten, Dürftigen vor mir gab, mich an mir selber irre.“

Gwinner sagt: „Zu jener Zeit [um 1809] tritt auch bereits die, wie es scheint vom Vater auf ihn vererbte, mit krankhaften Affektionen des Gehörnervs zusammenhängende Anlage zu plötzlichen Beängstigungen ohne ersichtlichen Anlass, besonders in nächtlicher Stille, bei ihm hervor, eine Anlage, gegen die er zeitlebens zu kämpfen hatte. Damals schon hingte er scharf geladene Waffen neben sein Bett.“ Gwinner wird wohl weitere Gründe zu seinen Angaben gehabt haben als die 1808 geschriebenen Verse: „Mitten in einer stürmischen Nacht, Bin ich mit grossen Aengsten erwacht“ u. s. w., und das im gleichen Jahre verfasste „Sonnet“. Es ist sicher, dass Schopenhauer später an unbegründeter Angst gelitten hat, und die Angabe, dass diese Zustände um das 20. Jahr begonnen haben, hat durchaus innere Wahrscheinlichkeit. Dagegen möchte ich auf die Erzählung, nach der Schopenhauer schon als 6jähriges Kind von Angst befallen worden sei, weil er geglaubt habe, die spazierengehenden

Schopenhauers Jugend. 1803—13.

Eltern hätten ihn für immer verlassen, kein Gewicht legen. Solche Zufälle können bei nervösen Kindern leicht vorkommen, ohne dass im späteren Leben Angst-Zustände folgen. Sofern wie die letzteren ein selbständiges Krankheitszeichen sind, beginnen sie gewöhnlich im Jünglingsalter. Ihr Vorhandensein beweist, dass der Befallene erblich belastet ist und Zeit seines Lebens ein nervöser Mensch bleibt.

Im Herbst 1809 bezog Schopenhauer die Universität Göttingen, wo er theils naturwissenschaftlichen, theils philosophischen Studien eifrig oblag. Dass er dem „Studentenleben“ fern blieb, ist sehr begreiflich, wenn man die Beschaffenheit jenes, Schopenhauers Natur und Lebenslauf andererseits bedenkt. Jedoch scheint er im engeren Kreise viel verkehrt zu haben, und sich im Allgemeinen recht wohl befunden zu haben. Nach zwei Jahren vertauschte er Göttingen mit Berlin, ohne an seiner Art zu leben etwas zu ändern. Die Zeugnisse seines unermüdlichen Fleisses sind in Gestalt dicker Collegienhefte noch vorhanden, ebenso seine philosophischen Aufzeichnungen, in denen man das Reifen seiner Gedanken verfolgen kann. In Berlin schrieb Schopenhauer 1813 folgendes: „Unter meinen Händen und vielmehr in meinem Geiste erwächst ein Werk, eine Philosophie, die Ethik und Metaphysik in Einem sein soll . . . Das Werk wächst, concrescirt allmählich und langsam, wie das Kind im Mutterleibe: ich weiss nicht, was zuerst und was zuletzt entstanden ist, wie beim Kind im Mutterleibe. Ich werde ein Glied, ein Gefäss, einen Theil nach

Schopenhauers Person.

dem anderen gewahr, d. h. ich schreibe auf, unbekümmert, wie es zum Ganzen passen wird: denn ich weiss, es ist Alles aus Einem Grund entsprungen. So entsteht ein organisches Ganzes, und nur ein solches kann leben . . . Ich, der ich hier sitze, und den meine Freunde kennen, begreife das Entstehen des Werkes nicht, wie die Mutter nicht das des Kindes in ihrem Leibe begreift. Ich sehe es an und spreche, wie die Mutter: „ich bin mit Frucht gesegnet.“ Mein Geist nimmt Nahrung aus der Welt durch Verstand und Sinne, diese Nahrung giebt dem Werk einen Leib; doch weiss ich nicht, wie, noch warum bei mir und nicht bei Andern, die dieselbe Nahrung haben.“ Wir finden in dieser Stelle zum ersten Male bei Schopenhauer das Gefühl der intellectuellen Unfreiheit, das fast alle grossen Männer empfunden haben, das Bewusstsein, dass das uns Unbewusste in ihnen wirkt, das „Es denkt in mir.“

Die Kriegsunruhen des Jahres 1813 veranlassten Schopenhauer, der an seiner Abhandlung über die vierfache Wurzel arbeitete, Berlin zu verlassen. Er ging über Dresden nach Weimar. Hier kam es zu dem früher erwähnten Zerwürfnisse mit dem Hausfreunde der Mutter, und dieses vertrieb ihn aus Weimar. Er wandte sich nach Rudolstadt und arbeitete da in aller Stille. Tiefe Verstimmung hatte sich seiner von Neuem bemächtigt, weil er, wie er meinte, ein Fremdling in seiner Zeit war (*Ceterum temporibus istis maxima aegritudo et tristitia meum iterum invaserant animum, praecipue ex eo ortae quod videbam vitam meam in*

Schopenhauers Jugend. 1803—13.

ejusmodi tempora incidisse, quae plane alias virtutes requirerent quam quarum semina mihi inesse sentiebam). Man darf es bezweifeln, dass dieser melancholische Zustand allein durch die äusseren Umstände hervorgerufen worden sei. Indessen waren diese peinlich genug. Das Missverhältniss zum mütterlichen Hause, das er in seiner Biographie an dieser Stelle nicht nennen wollte, mochte ihm nahe genug gehen, und seine Vereinsamung inmitten der patriotischen Begeisterung war ebenfalls schmerzlich. Er nennt sich selbst vaterlandslos (*hominem omni patria carentem*), er war thatsächlich weder Hamburger noch Preusse. Er konnte seiner ganzen Natur nach im Patriotismus nicht das Höchste sehen, und er wusste bestimmt, dass das Schicksal ihn zu etwas anderem bestimmt hatte als zum Schiessen und Stechen. *Non tam eam ob rem, quod in me, singularibus conjuncturis ubique peregrinum, nulla civitas jus haberet, sed multo magis, quod penitus sentirem, minime in id me natum fuisse, ut quoquomodo manu, sed ut capite operam meam humano generi praestarem patriamque mihi Germania esse majorem.* Kurzsichtige Leute haben Schopenhauer sein Verhalten zum Vorwurfe gemacht und auch heute, in unserer nationalistischen Zeit, werden Manche den Philosophen tadeln, weil er nicht zu den Waffen griff. Gwinner sagt darüber: „Nur der bei modernen deutschen Lohnsudlern bemerkliche gänzliche Mangel an Anstandsgefühl kann sich an solche Dinge hängen, um unter solchem Vorwand einen Schriftsteller, welcher seiner Nation zur Ehre gereicht, vor dieser um des-

Schopenhauers Person.

willen herabzuwürdigen, weil er sie selbst in tiefen Schatten stellt.“ Gwinner hat ganz Recht: Leute, denen Deutschland durchaus nichts zu danken hat, haben die Unverschämtheit, Goethe und Schopenhauer, denen Deutschland unendlich viel verdankt, des Mangels an Patriotismus anzuklagen. Habeant sibi.

Nachdem er Doctor geworden, und seine Abhandlung gedruckt war, kam Schopenhauer im November 1813 nach Weimar zurück. Der folgende Winter brachte ihm den Bruch mit seiner Mutter und die Freundschaft Goethes. So ist es wohl zu verstehen, wenn er sagt: *Tunc autem in tantarum aegritudinum mearum solatium, res mihi contigit, quam inter laetissimos felicissimosque vitae meae eventus imprimis numero.* In Schopenhauers Curriculum findet das *tantarum aegritudinum* keine Erklärung. Goethe forderte ihn auf, seine Farbenlehre zu studiren, sandte ihm seinen Apparat und bestellte ihn oft zu sich. „Als er mich häufiger rufen liess, behandelten unsere Gespräche nicht nur die Farbenlehre, sondern alle möglichen philosophischen Themata, und oft führten wir sie viele Stunden lang fort. Aus diesem innigen Umgange habe ich überaus grossen, unglaublichen Nutzen gewonnen (*qua ex familiaritate ingentem equidem incredibilemque percepi fructum*). Schopenhauer sagte später etwas überschwänglich, Goethe habe ihn zum zweiten Male erzogen. Bekanntlich kühlte sich Goethes Freundschaft ab, als Schopenhauer eine selbständige Auffassung in der Farbenlehre kundgab und in einigen Punkten widersprach. Wir müssen leider sagen, dass Goethe sich

Weimar und Dresden. 1813—18.

nicht so gegen Schopenhauer verhalten hat, wie er sollte. Nicht nur weigerte er sich, bei Schopenhauers Kinde (seiner Schrift über das Sehn und die Farben) „Gevatter zu stehen“, sondern auch später that er nichts für Schopenhauer. Dieser ist zeitlebens furchtlos und unerschütterlich für Goethe eingetreten, und er hätte wohl verdient, dass Goethe sich vor der Oeffentlichkeit auch seiner angenommen hätte. Es wäre Goethe ein Leichtes gewesen, auf Schopenhauers Hauptwerk die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken, und es wäre seiner nicht unwürdig gewesen, wenn nicht den Philosophen, so doch den grossen Schriftsteller in Schopenhauer anzuerkennen, aber er schwieg. Der Briefwechsel zwischen Beiden ist höchst lehrreich, und es ist nicht zu verkennen, dass er Schopenhauer mehr Ehre macht als dem in Sachen der Farbenlehre allzu reizbaren Goethe. Ein prophetisches Wort über Schopenhauer schrieb Goethe an Knebel: „Der junge Schopenhauer hat sich mir als ein merkwürdiger und interessanter Mann dargestellt . . . Er ist mit einem gewissen scharfsinnigen Eigensinn beschäftigt, ein Paroli und Sixleva in das Kartenspiel unserer neueren Philosophie zu bringen. Man muss abwarten, ob ihn die Herren vom Metier in ihrer Gilde passiren lassen; ich finde ihn geistreich und das Uebrige lasse ich dahingestellt.“ Ueber die Herren vom Metier hatte Goethe seine Gedanken, und was er vermuthete, ist nur allzusehr eingetroffen.

Im Frühjahr 1814 zog Schopenhauer nach Dresden, und in dieser höchst angenehmen Stadt (in illa

Schopenhauers Person.

amoenissima urbe) blieb er $4\frac{1}{2}$ Jahre, ausschliesslich seiner Arbeit hingegeben. Er las aller wichtigen Philosophen Werke durch, studierte die Dresdner Sammlungen, verfasste die Farbenlehre und sein Hauptwerk. Es scheint ihm in dieser Zeit recht gut gegangen zu sein, was wohl begreiflich ist, da er auf der Höhe seines Daseins war. Er lebte ziemlich gesellig und trat zu verschiedenen Männern in freundschaftliche Beziehungen, die weit über die Dresdner Zeit hinausreichten. Eine lebendige Schilderung seiner damaligen Art hat der Freiherr v. Biedenfeld gegeben: Schopenhauer habe schon, ehe er nach Dresden kam, mancherlei erlebt, „ohne seinen Eigenthümlichkeiten im Mindesten zu entsagen, noch in die Schwächen Anderer sich geduldig zu fügen. In dieser Hinsicht war er unverkennbar ein wenig enfant gaté, von offenherzigster Ehrlichkeit, gerade heraus, herb und derb, bei allen wissenschaftlichen und literarischen Fragen ungemein entschieden und fest, Freund und Feind gegenüber jedes Ding bei seinem rechten Namen nennend, dem Witze sehr hold, oft ein wahrhaft humoristischer Grobian, wobei nicht selten der Blondkopf mit den blaugrauen funkelnden Augen, der langen Wangenfalte auf jeder Seite der Nase, der etwas gellenden Stimme und den kurzen heftigen Gesticulationen mit den Händen ein gar grimmiges Aussehen gewann. Mit seinen Büchern und Studien lebte er fast gänzlich isolirt und ziemlich einförmig, suchte keine Freundschaft, schloss sich auch niemandem besonders an, sah sich aber bei seinen weiten und raschen Spaziergängen gern be-

Weimar und Dresden. 1813—18.

gleitet, unterhielt sich dabei sehr lebhaft über einzelne literarische Vorkommnisse, wissenschaftliche Gegenstände, hervorragende Geister, besonders gern über Drama und Theater. Wer ihn liebenswürdig, anziehend, belehrend haben wollte, der musste mit ihm allein spazieren gehen.“ Eine andere Schilderung hat der Maler Ruhl gegeben, dessen Schopenhauer-Bild uns durch Schemann bekannt geworden ist. „Du stehst wieder vor mir, mit der blonden, von der Stirn aufstrebenden Phöbuslocke, mit der sokratischen Nase, mit den stechend sich dilatirenden Pupillen, aus welchen . . . zerschmetternde Blitze fuhren.“ Dass bei seiner leidenschaftlichen Natur in den Jahren der grössten Energie auch der geschlechtliche Trieb sehr lebhaft sein musste, das ist verständlich. Höchst merkwürdig ist eine schon 1813 niedergeschriebene Bemerkung Schopenhauers. „An den Tagen und Stunden, wo der Trieb zur Wollust am stärksten ist, . . . eine brennende Gier . . . gerade dann sind auch die höchsten Kräfte des Geistes, ja das bessere Bewusstsein [d. h. in der späteren Sprache die Durchschauung des principii individuationis], zur grössten Thätigkeit bereit, ob zwar in dem Augenblicke, wo das Bewusstsein sich der Begierde hingeeben hat und ganz davon voll ist, latent: aber es bedarf nur einer gewaltigen Anstrengung zur Umkehrung der Richtung, und statt jener quälenden, bedürftigen, verzweifelnden Begierde (dem Reich der Nacht) füllt die Thätigkeit der höchsten Geisteskräfte das Bewusstsein (das Reich des Lichtes) . . . In besagten Zeiten ist wirklich das kräftigste thätigste

Schopenhauers Person.

Leben überhaupt da, indem beide Pole mit der grössten Energie wirken: dies zeigt sich bei ausgezeichnet geistreichen Menschen. In besagten Stunden wird oft mehr gelebt, als in Jahren der Stumpfheit.“ Offenbar war Schopenhauer während der Dresdner Jahre im Fieber des Schaffens. Er schrieb seine Gedanken zunächst auf einzelne Bogen, die jetzt noch als zwei starke Quartbände auf der K. Bibliothek zu Berlin bewahrt werden. Schopenhauer bemerkte über sie: „Diese zu Dresden in den Jahren 1814—18 geschriebenen Bogen zeigen den Gährungsprozess meines Denkens, aus dem damals meine ganze Philosophie hervorging, sich nach und nach daraus hervorhebend, wie aus dem Morgen-Nebel eine schöne Gegend. Bemerkenswerth ist dabei, dass schon im Jahre 1814 (meinem 27. Jahre) alle Dogmen meines Systems, sogar die untergeordneten, sich feststellen.“ Im März 1817 begann er, aus diesen Aufzeichnungen sein Buch heraus zu arbeiten, um sein Werk „in zusammenhängendem Vortrage für andere fasslich zu machen.“ Schon am 28. März 1818 konnte er die Reinschrift für den Druck beginnen. Frauenstädt erzählt: „Als Schopenhauer zu Dresden mit seinem Hauptwerk schwanger ging, zeigte er, wie er mir selbst erzählte, in seinem ganzen Wesen und seinen Gebärden etwas so Auffallendes, dass man ihn beinahe für toll gehalten. Einst, im Treibhause zu Dresden umhergehend und ganz in Betrachtungen über die Physiognomie der Pflanzen vertieft (. . .) habe er sich gefragt, woher diese so verschiedenen Formen und Färbungen der Pflanzen? Was

Weimar und Dresden. 1813—18.

will mir dieses Gewächs in seiner so eigenthümlichen Gestalt sagen? Welches ist das innere subjective Wesen, der Wille, der hier, in diesen Blättern und Blüthen zur Erscheinung kommt? Er habe vielleicht laut mit sich gesprochen und sei dadurch, sowie durch seine Gesticulationen, dem Aufseher des Treibhauses aufgefallen. Dieser sei neugierig gewesen, wer denn dieser sonderbare Herr sei, und habe ihn beim Weggehen ausgefragt. Hierauf Schopenhauer: Ja, wenn Sie mir Das sagen könnten, wer ich bin, dann wäre ich Ihnen vielen Dank schuldig. Darauf habe ihn Jener angesehen, als ob er einen Verrückten vor sich habe. Das aber ist Humor, fügte Schopenhauer hinzu.“ Schopenhauer selbst schrieb später: „Zu der Zeit, wo mein Geist in seinem Kulminationspunkt stand, wenn dann durch begünstigende Umstände die Stunde herbeigeführt wurde, wo das Gehirn die höchste Spannung hatte; so mochte mein Auge treffen, auf welchen Gegenstand es wollte — er redete Offenbarungen zu mir und es entspann sich eine Reihe von Gedanken, die aufgeschrieben zu werden werth waren und es wurden.“ Im Alter sagte er von seinem Hauptwerke, so etwas könne man nur in der Jugend und nur mit Eingebung schreiben; jetzt staune er sein Werk, besonders das vierte Buch, wie das eines ganz anderen Menschen an. Es liegt nahe, hier an den jungen Goethe der Werther-Zeit zu denken. Wie dieser machte Schopenhauer seine Jahre des Sturmes und Dranges durch, auch in ihm wallte und siedete es, auch er hatte das Gefühl der Inspiration, auch er

Schopenhauers Person.

glich zeitweise einem Nachtwandler, auch bei ihm war das geistige Schaffen mit der erotischen Erregung verknüpft. Das System des Philosophen ist ja thatsächlich eine Art von Dichtung. Schopenhauer wusste das selbst sehr wohl und gerade in den Aufzeichnungen seiner Jugend wiederholt er oft, die Philosophie sei eigentlich eine Kunst. Er fühlte sich als Künstler und er glich in seinem Wesen einem solchen.

Bei Betrachtung des Jugendwerkes ist nicht zu verkennen, dass es einen stark subjectiven Zug trägt, nicht nur insofern, als es Schopenhauers Individualität widerspiegelt, sondern auch insofern, als es ein Bild des jungen Schopenhauer giebt und sich dadurch von den späteren Schriften unterscheidet. Zunächst fällt der schroffe Idealismus auf. Schopenhauer war zuerst am stärksten von Plato beeinflusst worden, dann hatte nach langem Kampfe Kant die Herrschaft errungen, die indische Weisheit war dazu gekommen, und schliesslich hatte Schopenhauer Kants Idealismus in platonisch-indischem Sinne umgestaltet, indem er die realistischen Gedanken Kants, die bei diesem ein Gegengewicht des Idealismus bilden, hinausgeworfen hatte und aus dem kritischen Idealismus einen metaphysischen gemacht hatte. Mit dem Radicalismus der Jugend hatte er Kant überboten und hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen, sodass von seinem Standpunkte aus kein Weg zur Realität mehr gangbar war. Dass an seiner Vorliebe für den unerträglichen Idealismus sein Charakter Theil hatte, ist nicht zu bezweifeln. Schopenhauer war im guten und im bösen Sinne ein hoch-

Weimar und Dresden. 1813—18.

fahrender Mensch, und der Idealismus schmeichelte seinem Stolze. Ist die Welt unsere Vorstellung, so ist sie in gewissem Sinne unser Werk. Wenn die Regeln des Geschehens im Grunde die Regeln unseres Geistes sind, so geben wir der Welt Gesetze. Von der Höhe des idealistischen Standpunktes aus glaubte Schopenhauer nicht nur die unzähligen Welten im Raume zu nichts machen zu können, sondern auch auf alles Werden und Vergehen verächtlich herabsehen zu können. Er meinte, nicht nur jede Kosmogonie, sondern auch die Geschichte überhaupt verachten zu dürfen. Der Idealismus trieb ihn zu einem überspannten Monismus; indem er die Individualität leugnete, fand er doch in jedem Individuum das ganze ungetheilte Wesen der Welt, im eigenen Herzen das Herz der Welt. Nie ist ein Idealist folgerichtig gewesen, und Schopenhauer war es am allerwenigsten, aber insoweit wie Einer Idealist ist, ebensoweit nähert er sich dem theoretischen Egoismus. Ein hochmüthiger Sinn muss sich sozusagen instinctiv zum Idealismus hingezogen fühlen, und wirklich sind alle Folgerungen, die Schopenhauer aus seinen idealistischen Voraussetzungen zieht, Ausdrücke menschlichen Hochmuths und Verlockungen dazu. Ferner ist der Idealismus eine esoterische und somit aristokratische Lehre; wer sich zu ihm bekennt, tritt in Gegensatz zu dem profanum vulgus, und zu diesem vulgus gehören auch die meisten Gelehrten, aus denen der Philosoph als ein Wesen höherer Art heraustritt. Natürlich meine ich nicht, dass sich Schopenhauer durch solche Ueberlegungen habe

Schopenhauers Person.

bestimmen lassen; er war fest davon überzeugt, nur sachlichen Erwägungen zu folgen, aber auch bei ihm hatte der Wille den Primat. Jugendlich schroff und jugendlich unbedacht hat er sich durch seine idealistische Lehre Ketten angelegt, die er zeitlebens tragen musste, und die ihn zeitlebens drückten. Denn ein weiterer Charakterzug war ihm ungemeine Hartnäckigkeit; was er einmal erfasst hatte, das hielt er zäh fest. Diese Hartnäckigkeit hinderte ihn, einzusehen, dass sein eigenes Denken, das mehr und mehr zu einer realistischen Auffassung drängte, durch die idealistischen Voraussetzungen gehemmt und geschädigt wurde, sie machte eine bewusste Weiterentwicklung unmöglich. Sie war viel mehr als die Ueberzeugung von der Richtigkeit der Kantischen transscendentalen Aesthetik daran schuld, dass er von einer Entwicklung des Realen nichts wissen wollte, und sie veranlasste ihn, im Persönlichen wie im Sachlichen, sich einem extremen Conservatismus zu ergeben. Wer stolz und hartnäckig ist, wird auch gewalthätig sein, und Schopenhauer war es in der Theorie sehr. Bei ihm war wirklich der Wille zum Leben ein Wille zur Macht. Was ihm gefiel, das musste er haben, er fragte nicht, passt es für mich?, sondern griff zu und zwang das Nichtzusammenpassende unter dasselbe Joch. Schopenhauers System gleicht einem Reiche, in dem feindliche Stämme, von der Hand des Eroberers gebeugt, widerwillig zusammenleben. Zu Plato und den Indern fühlte er sich durch sein dichterisches und religiöses Empfinden hingezogen, Kant imponirte ihm durch seine

Weimar und Dresden. 1813—18.

scharfsinnigen Begriffsverbindungen, in den französischen Materialisten fanden seine naturwissenschaftlichen Neigungen Befriedigung, und ihre Nüchternheit bot ein Gegengewicht zur platonisch-indischen Schwärmerei. So mussten denn die Todfeinde einander die Hand reichen und in das System eintreten. Schopenhauer fühlte sich so sehr als Herrscher, dass er gar nicht merkte, wie die Feindschaft unter seinen Unterthanen fortglimmte, nicht ahnte, dass sie nach dem Tode des Sultans das gewaltsam Verbundene auseinandersprenge musste. Die jugendliche Steigerung des Selbstbewusstseins hatte ihm die Eroberung ermöglicht, später konnte er zwar das Scepter festhalten, aber in der Besonnenheit des Alters wäre er der früheren Kühnheit nicht fähig gewesen, und zum Theile deshalb staunte er dann das Werk der Jugend an. Endlich hing eins von der Jugend ab, Schopenhauers schroffer Pessimismus. Zu diesem wäre er nicht gekommen ohne die vom Vater ererbte melancholische Verstimmung. Sie beherrschte, wie ich wiederholt bemerkt habe, seine Jugend. Frauenstädt fragte Schopenhauer einmal, ob er etwa in jungen Jahren viel gelitten habe und daraus sein Pessimismus zu erklären sei, und Schopenhauer antwortete: „Gar nicht; sondern ich war als Jüngling immer sehr melancholisch.“ Die krankhafte Verstimmung färbte sein Fühlen und Denken, die Fülle der Jugendkraft aber gab ihm den Muth, aus ihr eine Theorie zu machen und diese als zweifellose Wahrheit zu verkünden. Sieht man von der Frage, ob die pessimistische Auffassung Recht

Schopenhauers Person.

habe oder nicht, zunächst ganz ab, fragt man nur, unter welchen Bedingungen sie aufgetreten sei, so finden wir sie bald als Ergebniss einer langen Erfahrung, bald als ein mächtiges, von der Erfahrung unabhängiges Gefühl. Als Typen kann man den Prediger Salomonis einerseits, Buddha andererseits hinstellen. Jener ist ein alter Mann, er hat viel erfahren und findet am Schlusse alles ganz eitel, aber der Koheleth ist ein Verstandespessimist, seine Einsicht ist eine Sache für sich, sie hat mit seinem Lebensmuth nichts zu thun. Buddha ist ein Jüngling in den glücklichsten Lebensverhältnissen, ein paar vereinzelte Erfahrungen genügen, um ihn vom Leben abzuwenden, eine Sache, die nicht möglich wäre, wenn die Verzweiflung am Leben nicht schon in ihm geschlummert hätte. Soviel ist sicher: Auch dann, wenn die pessimistische Auffassung die Wahrheit sein sollte, der Gefühlspessimist ergiebt sich ihr nicht aus zureichenden Gründen, sondern einem Drange seiner Natur folgend. In Schopenhauers Sprache ausgedrückt lautet es: der Pessimismus bei Buddha, bei Schopenhauer und anderen berühmten Pessimisten ist eine Sache nicht des Intellects, sondern des Willens, in moderner Sprache: er ist kein Ergebniss persönlicher Erkenntniss, er stammt aus dem Unbewussten, aus angeborener, und zwar pathologischer Anlage. Genauer, das *Tedium vitae*, der Ueberdruß am Leben, der Weltschmerz ist das Erste, und um dieses Gefühl zu erklären und zu rechtfertigen, richtet sich der Blick auf die Uebel der Welt, wird die pessimistische Auf-

Weimar und Dresden. 1813—18.

fassung ausgebildet. Natürlich kann auch ein junger Mensch den Pessimismus für richtig halten, wenn er sich etwa durch Schopenhauers oder Hartmanns Auseinandersetzungen überzeugen lässt, aber darum ist er noch nicht ein Gefühlspessimist, wie Schopenhauer es war. Ein solcher ist ohne pathologische Anlage nicht möglich. Andererseits führt an sich die melancholische Verstimmung nicht zu einer pessimistischen Auffassung. Unzählige leiden an ihr, fühlen das *tedium vitae*, beklagen ihr Loos, tödten sich unter ungünstigen Umständen, überwinden die Verstimmung im Laufe der Zeit unter günstigen Umständen. Weil bei Schopenhauer die philosophische Anlage mit seiner eigenartigen Dyskolie zusammentraf, entstand sein Pessimismus. Um aber die Lehre so zu gestalten, wie sie ist, düster, leidenschaftlich, gewaltig, musste die volle Kraft der Jugend da sein. Dem jungen Schopenhauer war die pessimistische Auffassung Herzenssache, der alte hielt an ihr fest, aber sie wurde ihm mehr und mehr Verstandessache, und in eben dem Grade, wie die Dyskolie abnahm, gewann sein Denken eine eudämonistische Färbung. Ernstlich am Weltschmerze leiden, dabei aber doch thätig sein und an den Freuden des Lebens theilnehmen, das kann man nur in der Jugend, solange der Mensch elastisch genug ist, um solche Widersprüche in sich zu beschliessen. Nimmt die Dyskolie im Alter überhand, so bricht der Mensch zusammen, er verliert die Kraft und greift nach dem Tode.

Trägt Schopenhauers Werk die Spuren seiner Charakterfehler, so verkündet es doch noch mehr die

Schopenhauers Person.

Vortrefflichkeit seines Wesens, die Fruchtbarkeit und Kraft seines Intellects, den Ernst und Adel seiner Gesinnung. Es ist fast unglaublich, dass ein junger Mann von kaum 30 Jahren „die Welt als Wille und Vorstellung“ geschrieben hat. Man muss sich vorzustellen suchen, was herausgekommen wäre, wenn man selbst im gleichen Alter ein derart umfassendes Buch hätte schreiben sollen. Aber auch im Vergleiche mit anderen grossen Männern ist eine gleiche Frühvollendung höchst selten anzutreffen. Merkwürdigerweise ist die „Philosophie des Unbewussten“ des 27jährigen E. v. Hartmann das am ehesten anzuziehende Beispiel. „Mein Werk, schrieb Schopenhauer an Goethe, ist die Frucht nicht nur meines hiesigen Aufenthalts, sondern gewissermaassen meines ganzen Lebens, denn ich glaube nicht, dass ich je etwas Besseres oder Gehaltvolleres zu Stande bringen werde.“ Er hat damit vollständig Recht. Er hat ferner Recht, wenn er sich Goethes Lob, er habe treu und redlich sich mit jenen Fragen [der Farbenlehre] befasst, aneignet und hinzufügt: „Nicht nur was ich in diesem beschränkten Felde gethan habe, sondern alles, was ich in Zukunft zu leisten zuversichtlich hoffe, wird einzig und allein dieser Treue und Redlichkeit zu danken sein.“ Jedes Buch ist nicht ein nur intellectuelles Erzeugniss, sondern eine moralische Handlung; in ganz besonderem Maasse muss das von einem Buche gelten, in dem ein Mensch sein innerstes Wesen kund giebt (*les grandes pensées viennent du coeur.*). Niemand, der Schopenhauers Buch ernstlich liest, kann daran zweifeln, dass der

Die Reisen und der Aufenthalt in Berlin. 1818—31.

Mensch, der hier mit dem Herzen geschrieben hat, von der reinen Liebe zur Wahrheit und von dem tiefsten Ernste erfüllt ist. Das Moralisch-Religiöse ist der eigentliche Mittelpunkt seines Denkens, und eben deshalb ist er im eigentlichen Sinne des Wortes ein edler Mensch trotz aller seiner Schwächen. Ueber die Form schrieb Schopenhauer sehr zutreffend an Brockhaus: (der Vortrag) „ist im höchsten Grade deutlich, fasslich, dabei energisch und ich darf wohl sagen nicht ohne Schönheit.“

Im Jahre 1818 wurde Schopenhauers Hauptwerk bei Brockhaus gedruckt, es erschien mit der Jahreszahl 1819 im December 1818. Leider führten die Verhandlungen Schopenhauers mit dem Buchhändler Brockhaus zu einem Zerwürfnisse zwischen beiden. Der Briefwechsel zeigt, wie sehr Schopenhauer durch Heftigkeit und Misstrauen sich und Anderen das Leben erschweren konnte. Brockhaus meinte, dieser Mensch sei „ein wahrer Kettenhund“, besser hätte er gesagt: keine Rose ohne Dornen, oder in der von Schopenhauer gerühmten indischen Form: kein Lotos ohne Stengel.

Nach elfjähriger unausgesetzter Arbeit (post undecim annorum continua litterarum studia) machte Schopenhauer eine grössere Pause und füllte sie mit einer Reise nach Italien aus. Von nun an werden die Nachrichten spärlich, da sein curriculum vitae nur bis zur italienischen Reise reicht und diese sehr kurz abthut. Man ist auf Briefe, vereinzelte Aeusserungen der Zeitgenossen und die gelegentlichen Mittheilungen des alten

Schopenhauers Person.

Schopenhauer angewiesen. Obwohl es ihm in Italien im Allgemeinen gut gegangen zu sein scheint, haben ihn offenbar auch dort die nervösen Beschwerden nicht verlassen. Die Schwester schreibt ihm im Mai 1819: „Sehr seltsam ist mir's von dir vorgekommen, dass du vom Sterben, von Testiren sprichst — du fühlst dich doch nicht kränker?“ Da Schopenhauers Briefe vernichtet worden sind, wissen wir nicht, auf welche Aeusserungen Adele anspielt. Gwinner macht in seiner 1. Ausgabe einige Angaben, ohne die Quelle anzugeben. Er spricht dort (p. 111) von „der vom Vater angeerbten, von ihm selbst verwünschten und zeitlebens mit dem ganzen Aufwande seiner Willenskraft bekämpften, an Manie grenzenden Angst, die ihn zuweilen bei den geringsten Anlässen mit solcher Gewalt überfiel, dass er bloss mögliches, ja kaum denkbare Unglück leibhaftig vor sich sah.“ Gwinner erwähnt die oben berührte Anekdote von der Verzweiflung des sechsjährigen Kindes, meint, den Jüngling hätten eingebildete Krankheiten und Streithändel gequält, in Berlin hätte er sich eine Zeit lang für auszehrend gehalten. „Aus Neapel vertrieb ihn die Angst vor den Blattern . . . , in Verona ergriff ihn die fixe Idee, vergifteten Schnupftabak genommen zu haben.“ Es folgen noch weitere Aussagen Gwinners, auf die ich später zurückkommen werde, da sie sich auf eine spätere Zeit zu beziehen scheinen. Im Allgemeinen scheint Schopenhauer unterwegs ähnlich gelebt zu haben wie in Dresden: die Hauptsache war ihm die Erweiterung der Erkenntniss, seine Lebhaftigkeit führte

Die Reisen und der Aufenthalt in Berlin. 1818—31.

ihn zu geselligen Beziehungen, seine Schroffheit hinderte ihn, in ihnen auszudauern, die Gewalt des Eros endlich zwang ihn, von Zeit zu Zeit dem anderen Geschlechte nahe zu treten. Die geselligen Beziehungen waren in Rom weniger erspriesslich als in Dresden, da die Teutschheit und das Christenthum der jungen Künstler und Gelehrten mit Schopenhauers Art einen zu grossen Widerspruch bildete. Schopenhauer wurde natürlich durch die herrschende Manier gereizt und verletzt durch beissende Sarkasmen die patriotische und christliche Gesinnung. Abgesehen von rein sinnlichen Verhältnissen geriet Schopenhauer auch zu einer Dame der Gesellschaft in Beziehungen („die Geliebte ist reich, sie ist von Stande gar“ schreibt Adele), die, wie es scheint, beinahe mit einer Heirath geendet hätten. Auf der Rückreise erhielt Schopenhauer die Nachricht, dass durch den Zusammenbruch einer Danziger Handlung Mutter und Schwester ihr Vermögen, er einen Theil seines Vermögens zu verlieren im Begriff seien. Diese üble Nachricht beschleunigte seine Heimkehr und trug wahrscheinlich zu dem Entschlusse bei, sich an einer Universität zu habilitiren. Nach einigem Zögern wählte er Berlin und am 23. März 1820 hielt er seine Probevorlesung. Er las ein sechstündiges Privatum und trug seine Philosophie nach einem Neubearbeiteten Hefte vor. Im Wintersemester fand er nicht die genügende Zahl von Zuhörern, ebenso ging es in der Folge. Begreiflich ist der Misserfolg, denn Hegel stand auf der Höhe seines Ruhmes; Schopenhauer trat ihm schroff gegenüber, verlegte

Schopenhauers Person.

seine Vorlesung auf dieselbe Stunde, zu der Hegel sein Hauptcolleg las. Schopenhauer hatte offenbar gehofft, dass er bei seiner Rückkehr nach Deutschland seinen Namen anerkannt finden werde, da doch sein Werk zwei Jahre lang der gelehrten Welt angeboten worden war. Aber trotz einiger Besprechungen war „die Welt als Wille und Vorstellung“ so gut wie gar nicht gelesen worden. Einer der Recensenten (Herbart) hatte gesagt, Niemand, der sich für oder wider Kant interessire, dürfe Schopenhauers Kritik der Kantischen Philosophie ungelesen lassen, und hatte Schopenhauers Philosophie, obwohl er sie bekämpfte, im höchsten Grade zur Uebung des Denkens empfohlen. Es scheint aber, dass zu jener Zeit sich Niemand für Kant interessirte und dass Niemand die Uebung des Denkens für nöthig hielt. Das bedeutendste philosophische Werk, das seit Kants Kritik erschienen war, fand in dem „Volke der Denker“ keine Leser. Schwerlich kann man annehmen, dass von vornherein ein böser Wille, die Absicht des Todtschweigens bestanden habe, zuerst also ist Schopenhauers Misserfolg ein testimonium paupertatis für die Denkfähigkeit und den Geschmack seiner Zeitgenossen, insbesondere derer, die sich Philosophen nannten. Dass es Schopenhauer bei solchem Missgeschicke in Berlin nicht gefiel, das ist wohl zu verstehen. Seine Verstimmung wurde durch einen verdriesslichen Vorfall gesteigert. Er hatte auf gute Gründe hin ein Frauentzimmer, das sich widerrechtlich vor seiner Thüre festgesetzt hatte und mündlicher Aufforderung nicht folgen wollte, aus dem Vorraume

Die Reisen und der Aufenthalt in Berlin. 1818—31.

hinausgeworfen. Diese Person verklagte ihn, wurde zunächst abgewiesen, appellirte dann, behauptete, durch Schopenhauers Zugreifen krank geworden zu sein, und erstritt schliesslich ein Urtheil, das ihr unbegreiflicherweise den Eid zuschob, und durch das Schopenhauer gezwungen wurde, ihr, so lange wie sie lebte, eine Rente zu zahlen. Inzwischen aber war es Schopenhauer gelungen, die Schuld des 1819 zahlungsunfähig gewordenen Danziger Hauses an ihn einzutreiben. Damit fiel der Grund weg, der ihn bewogen hatte, sich um eine Universität-Stellung zu bemühen. Er wandte daher Berlin den Rücken und reiste am 27. Mai 1822 zunächst nach der Schweiz und dann wieder nach Italien. Er blieb in Florenz, erwarb im Umgange mit Fremden Menschenkenntniss und befand sich wohl, wie aus einigen erhaltenen Briefen hervorgeht. Im Mai 1823 kam er nach München. Am 21. März 1824 schrieb er an seinen Freund Osann: „Vor einem Jahre kam ich hierher, und etwa 6 Wochen darauf, als ich weiter wollte, fing eine Verkettung von Krankheiten an . . . ich habe den ganzen Winter in der Stube zugebracht und sehr gelitten. Seit einem Monat bin ich hergestellt, aber noch so nervenschwach, dass ich vor Zittern der Hände, erst jetzt Ihren Brief und zwar mit vieler Mühe beantworten kann, mich matt dahinschleppe und bei Tage einschlafe: dabei ist das rechte Ohr ganz taub. Allen diesen Uebeln soll das berühmte Bad Gastein in Süd-Oesterreich abhelfen . . . nach der Badekur muss ich hierher zurück, werde mich aber in diesem Höllenklime dann nicht wieder

Schopenhauers Person.

aufhalten, sondern an den Rhein gehen . . . Behüten Sie in alle Wege, als den grössten Schatz, Ihre Gesundheit, alles andere ist nichts dagegen.“ In einem Briefe an Thiersch grüsst er seinen Arzt, Grossi, „den Zeugen seiner schweren Leiden“. So viel wie ich sehe, ist etwas näheres über die grosse Krankheit nicht bekannt geworden. Am nächsten liegt es, an einen Münchener Typhus zu denken. Der Sommer 1824 ging mit Herumreisen hin, im Herbst kam Schopenhauer wieder nach Dresden und blieb da acht Monate. Er studirte für sich, machte Pläne wegen Uebersetzung einiger Schriften David Humes und Giordano Brunos. Im Mai 1825 kehrte er, zunächst jenes Processes wegen, der übrigens erst 1827 endete, nach Berlin zurück. Hier blieb er bis 1831, kündigte wieder Vorlesungen an, las aber wegen zu geringer Betheiligung nicht, arbeitete viel, lebte äusserst zurückgezogen. Auch jetzt kam er auf die Idee zurück, als Uebersetzer aufzutreten, dachte aber in erster Linie daran, sich ans Ausland zu wenden; er liess eine lateinische Bearbeitung seiner Farbenlehre erscheinen, versuchte erfolglos in England Interesse für eine Uebersetzung der Kantischen Werke ins Englische zu erwecken. Zwischendurch trieb er das Spanische und begann die Klugheit-Regeln des Gracian ins Deutsche zu übersetzen. Gwinner theilt mit, dass Schopenhauer sich in dieser Zeit nochmals mit dem Gedanken einer Ehe getragen habe. Das ist wohl begreiflich, denn Schopenhauer war auch ein Mensch, und die zunehmende Einsamkeit seines Lebens mochte ihm gerade in diesen Jahren

Die Reisen und der Aufenthalt in Berlin. 1818—31.

oft das Herz schwer machen. Andererseits ist es deutlich, dass ein Mensch, wie Schopenhauer einer war, zum Cölibat bestimmt ist, denn er konnte nur für seine Gedanken leben. Diente er seinem Werke, so war er zu Hause, im wirklichen Leben aber fühlte er sich immer fremd, es war ihm gar nicht möglich, sein Centrum in persönliche Beziehungen zu verlegen.*) Bei einer solchen Beschaffenheit konnte er eine Ehe in dem Sinne, den dieses Verhältniss bei uns hat, nicht schliessen; er wäre schlecht dabei gefahren und wahrscheinlich die Frau auch. Hätte Schopenhauer im Alterthume oder im Orient gelebt, so wäre es etwas anderes gewesen, in der Wirklichkeit aber hätte er entweder für ihn unerfüllbare Forderungen auf sich nehmen, oder aber eine Lügen-Ehe eingehen müssen, in der er ein verheiratheter Junggeselle, also ein jämmerliches Geschöpf gewesen wäre. Sind einmal die Vorstellungen von der Ehe soweit geschraubt, dass die Eheleute Ein Leib und Eine Seele sein sollen,

*) In dem Aufsätze: „Von dem, was Einer ist“, sagt Schopenhauer von dem geistig sehr Befähigten: „Daher ist allein einem Menschen dieser Art die ungestörte Beschäftigung mit sich, mit seinen Gedanken und Werken dringendes Bedürfniss, Einsamkeit willkommen, freie Musse das höchste Gut, alles Uebrige entbehrlich, ja, wenn vorhanden, oft zur Last. Nur von einem solchen Menschen können wir demnach sagen, dass sein Schwerpunkt ganz in ihn fällt. Hieraus wird sogar erklärlich, dass die höchst seltenen Leute diese Art, selbst beim besten Charakter, doch nicht jene innige und gränzenlose Theilnahme an Freunden, Familie und Gemeinwesen zeigen, deren Manche der Anderen fähig sind. Denn sie können sich zuletzt über Alles trösten; wenn sie nur sich selbst haben.“

Schopenhauers Person.

fordert infolgedessen die Frau, dass sie dem Manne sein solle, was er ihr ist, so sind eigentlich eo ipso Die, deren Seele sich zu einer solchen Gemeinschaft nicht eignet, weil sie anderswo zu Hause ist, von der Ehe ausgeschlossen. Schopenhauers Verhältniss zu den Weibern wird ganz falsch beurtheilt, wenn man ihn, wie es noch neuerdings Kuno Fischer gethan hat, einen Weiberfeind nennt. Das ist er nie gewesen, vielmehr hat er über diese Behauptung gelacht. Nur vor der Forderung, sich ganz hinzugeben, sich einem Weibe sozusagen mit Haut und Haar zu überantworten, wich er mit Recht zurück. Eine für ihn normale Ehe hätte er nur im Orient schliessen können, also blieb ihm nichts übrig, als gelegentlich ein sogenanntes illegitimes Verhältniss einzugehen. Ein solches von langer Dauer hat er auch in Berlin gehabt, und es muss ihm in gutem Gedächtniss geblieben sein, da er 30 Jahre später der Freundin ein Legat aussetzte. Den Ruf eines Weiberfeindes haben ihm seine Aeusserungen über das weibliche Geschlecht, besonders das Kapitel der Parerga über die Weiber, eingetragen. Jedoch auch hier ist die Sache nicht so schlimm. Seiner ganzen schwarzseherischen Art gemäss musste er in erster Linie die Schwächen des anderen Geschlechtes wahrnehmen, jedoch ist sein Urtheil nicht ungerecht, sondern höchstens streng zu nennen. Fast alles, was er sagt, ist wahr, nur hätte ein wohlwollenderer Beurtheiler die guten Seiten mehr betont und ihnen mehr Raum gegönnt. In weniger wichtigen Beziehungen lässt er sich gelegentlich zu schiefen Behauptungen

Die Reisen und der Aufenthalt in Berlin. 1818—31.

verleiten; z. B. ist seine Meinung, die Weiber seien ihrer Natur nach zur Verschwendung geneigt, zurückzuweisen. Im Grossen und Ganzen aber gehört Schopenhauers nüchternes Urtheil über die Geschlechter zu seinen grossen Verdiensten. Er hat den Muth gehabt, inmitten der blinden Weiber-Verhimmelung, die gerade in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts einen bedenklichen Grad erreicht hatte, die Wahrheit zu sagen. Damals handelte es sich meist um dichterische Schwärmerie, die ihrer Natur nach den Standpunkt des Liebenden einnimmt. Später haben Stuart Mill u. A. mit ihrer albernen Gleichberechtigung einem beträchtlichen Theile des anderen Geschlechts die Köpfe verdreht. Allem diesen Unwesen gegenüber haben wir begründete Veranlassung, Schopenhauers Urtheil, das im Grunde das der Weisen aller Zeiten ist, hochzuhalten. Noch viel bedeutsamer als seine Zurückweisung der Gleichberechtigung ist seine Metaphysik der Geschlechtsliebe. Dass diese ein Kunstgriff der Natur, dass ihr Zweck nicht das gehoffte fabelhafte „Glück“, sondern allein die Fortpflanzung der Gattung ist, das ist seine herbe, aber fruchtbare Lehre, und er war nicht ohne Grund stolz auf sie.

So wenig wie einen Weiberfeind kann man Schopenhauer einen Menschenfeind nennen. Die Sache hat etwas mehr Schein, weil Schopenhauer wirklich Zeit seines Lebens weidlich auf die Menschen geschimpft hat. Indessen darf man da nicht alles wörtlich nehmen. Sein hochfahrender und heftiger Charakter einerseits, sein vorurtheilloser Scharfsinn andererseits

Schopenhauers Person.

mussten ihn zu manchem harten Urtheil verleiten. Im Grunde wird jeder geistig hochstehende Mensch der Gefahr ausgesetzt sein, Menschenverächter zu werden. Zählt man z. B. Goethes menschenfeindliche Aeusserungen zusammen, so bekommt man einen erklecklichen Haufen, und Der, der weiter nichts von Goethe wüsste, würde ihn angesichts dieser schonungslosen Urtheile für einen schlimmen Misanthropen halten. Gwinner hat es mit Schopenhauer in seiner ersten Auflage ähnlich gemacht, hat alle bitteren Sätze aneinandergereiht, und die Wirkung war ein entsetzliches Geschrei über den bösen Schopenhauer. Nun war aber Goethe nicht nur der Hätschelhans seiner Mutter, sondern auch der der meisten Menschen und des Schicksals selbst. Schopenhauer stammte von einem melancholischen Vater, hatte eine Mutter, die ihn gar nicht hätschelte, brachte ein schwieriges, galliges Temperament mit, stand von Anfang an allein, unverstanden und musste in einer Weise unter dem Unverstande und der Ungerechtigkeit der Menschen leiden wie Wenige. Welcher von Beiden hat mehr Grund zur Bitterkeit? In Wahrheit reicht bei Schopenhauer weder die Charakter-Beschaffenheit, noch die sachliche Kenntniss der menschlichen Schwächen aus zur Erklärung seiner endlosen Variationen über des Bias Satz: die meisten Menschen taugen nichts. Viele seiner bösen Reden sind nichts als Versuche, sich zu trösten. Er war verstimmt und einsam, er sehnte sich nach Seinesgleichen und fand nicht, was er suchte. Nun redete er sich zu: mache dir das Herz nicht schwer, es ist ja nichts an den

Die einsamen Jahre in Frankfurt. 1831—47.

Menschen, je mehr du erkennst, wie dumm und schlecht die Meisten sind, umso mehr wirst du mit deiner Einsamkeit zufrieden sein. Gerade die schroffsten Aussprüche stammen aus der Jugend, denn die dieser Zeit eigene Maasslosigkeit und das in ihr am meisten vorhandene Bedürfniss nach persönlicher Mittheilung und Mitgefühl trieben ihn zu Explosionen. Seine späteren üblen Erfahrungen, die unerhörte Ignorirung seiner Werke und die nicht nur innerliche, sondern auch äusserliche Vereinsamung sind nicht die Ursache seiner menschenfeindlichen Stimmung. Man kann nur sagen, sie erhielten die letzere am Leben. Hätte er die verdiente Anerkennung bei Zeiten gefunden, so wäre die Bitterkeit früher geschwunden.

Schopenhauer gab etwas auf Träume. In der Neujahrsnacht 1830/31 hatte er einen Traum gehabt, aus dem er schloss, dass ihm im kommenden Jahre der Tod drohe. Als nun im Sommer die Cholera heranzog, schien die Sache ernst zu werden. Schopenhauer verliess Berlin und reiste nach Frankfurt a. M., wo er im Anfange des Septembers eintraf. In der Nacht vom 7. zum 8. September hatte er wieder einen Traum, der ihm einen starken Eindruck machte: beide Eltern erschienen ihm, der Vater mit einem Lichte in der Hand. Er deutete diese Erscheinung dahin, dass er nun auch die Mutter überleben werde. „Gleichwohl (sagt Gwinner) erkrankte er nicht lange nach seinem Ueberzuge und verfiel in die düsterste Stimmung, sodass er wochenlang keinen Menschen sprach.“ Im Winter wurde er wirklich krank. Seine Mutter, an die

Schopenhauers Person.

er wieder geschrieben hatte, rieth ihm am 6. Februar 1832 von Bonn aus, „er möge bald in seine Heimath zurückkehren, da man jetzt am Rhein der Ankunft der asiatischen Hyäne entgegensehe.“ Er muss auf seine Krankheit hingewiesen haben, denn am 29. Februar schreibt Johanna: „Dass Du sehr krank gewesen bist und so lange, habe ich mir nicht vorgestellt,“ und am 10. März: „Deine Krankheit macht mir Sorge. Ich bitte Dich doch ja, Dich zu schonen. Worin besteht denn eigentlich Dein Uebel? Graues Haar!*) ein langer Bart! ich kann mir Dich gar nicht so denken. Auch ist es mit dem ersten wohl nicht so arg und dem zweiten ist leicht abzuhelpen. Zwei Monate auf der Stube und keinen Menschen gesehen, das ist nicht gut, mein Sohn, und betrübt mich. Der Mensch darf und soll sich nicht auf diese Weise isoliren, er kann es nie, ohne geistig und auch körperlich dabei zu verlieren, und Du sagst noch vollends Gottlob dazu!“ Am 20. März schreibt sie: „Was Du über Deine Gesundheit, Deine Menschenscheu, Deine düstere Stimmung mir schreibst, betrübt mich mehr als ich Dir sagen kann und darf. Du weisst warum. Gott helfe Dir und sende Dir Licht und Muth und Vertrauen in Dein umdüstertes Gemüth!“ Das „Du weisst warum“ scheint mir ein Hinweis auf das Ende des Vaters zu sein. Die Frau Johanna schreibt gerade so, wie sie 1807 geschrieben hatte. In Hinsicht auf einen Ver-

*) Die grauen Haare hatte Schopenhauer schon 1830 in dem Briefe an einen englischen Verlagsbuchhändler erwähnt.

Die einsamen Jahre in Frankfurt. 1831—47.

druss, der durch den Betrug eines Verwalters der Schopenhauerschen Grundstücke bei Danzig entstanden war, fährt sie fort: „Sehr zu beklagen ist, dass dieses in Deiner Erbitterung gegen die Menschen, zu denen Du doch auch gehörst, Dich bestärken und Dich düsterer und argwöhnischer machen wird, als Du ohnehin es schon bist.“

Leider wissen wir gar nichts Näheres über die hier erwähnte grosse Krankheit Schopenhauers, können daher nicht entscheiden, ob es sich nur um eine besonders tiefgehende und nachhaltige Gemüthsverstimmung gehandelt habe, oder ob ausser dieser noch eine körperliche Krankheit im engeren Sinne des Wortes vorhanden gewesen sei. Dass Schopenhauer in jenen Jahren wieder an Angst gelitten hat, das geht aus einem Briefe Adelens vom 27. Oktober 1831 hervor. Sie spricht von ihrer stillen Traurigkeit und fährt fort: „Daher ist mir Deine Angst, da auch Du Dich unglücklich fühlst und oft dem Leben entspringen wolltest durch irgend einen Gewaltschritt — seltsam.“

Wenn wir das Leben Schopenhauers überblicken, so treffen wir vier Zeiten stärkerer Verdüsterung oder anhaltender Depression: 1) die Zeit nach dem Tode des Vaters, 1805, 2) die Zeit, in der er seine Dissertation schrieb, 1813, 3) die Zeit in München, 1823, 4) das erste Jahr in Frankfurt, 1831—32. Im Jahre 1823 bestand zweifellos, im Jahre 1831 wahrscheinlich eine körperliche Krankheit. Es ist demnach zweifelhaft, ob man von periodischer Depression reden darf. Die Zwischenzeiten betragen etwa 7, 10, 8 Jahre, das

Schopenhauers Person.

ist immerhin etwas auffallend. Ob im weiteren Leben Schopenhauers in Frankfurt längere Steigerungen der Verstimmung vorgekommen sind, das scheint, wegen Mangels an Nachrichten, nicht auszumachen zu sein.

Die eigentliche Angst hat sich wahrscheinlich in den späteren Lebensjahren verloren, eine andauernde Aengstlichkeit scheint aber immer vorhanden gewesen zu sein. Gwinner sagt: „Entstand in der Nacht Lärm, so fuhr er vom Bette auf und griff nach Degen und Pistolen, die er beständig geladen hatte. Auch wenn keine besondere Erregung eintrat, trug er eine fortwährende innere Sorglichkeit in sich, die ihn Gefahren sehen und suchen liess, wo keine waren. Sie vergrösserte ihm die kleinste Widerwärtigkeit ins Unendliche und erschwerte ihm vollends den Verkehr mit den Menschen. Seine Werthsachen hielt er dergestalt versteckt, dass trotz der lateinischen Anweisung, die sein Testament dazu gab, Einzelnes nur mit Mühe zu finden war. Keine Aufzeichnung, die sein Vermögen und seine häusliche Oekonomie betraf, vertraute er der Landessprache an; er führte sein Rechnungsbuch englisch und bediente sich bei wichtigen Geschäftsnotizen des Lateinischen und Griechischen. Um sich vor Dieben zu schützen, wählte er täuschende Aufschriften, verwahrte seine Werthpapiere als *Arcana medica*, die Zinsabschnitte besonders in alten Briefen und Notenhäften, und sein Gold unter dem Tintenfasse im Schreibpult. Nie vertraute er sich dem Scheermesser eines Barbiers an; auch führte er stets ein ledernes Schiffchen bei sich, um beim Wassertrinken in öffentlichen

Die einsamen Jahre in Frankfurt. 1831—47.

Lokalen nicht der Ansteckung preisgegeben zu sein. Die Spitzen und Köpfe seiner Tabakspfeifen nahm er nach jedesmaligem Gebrauche unter Verschluss. Aus Furcht vor dem Scheintode verordnete er, dass seine Leiche über die gewöhnliche Zeit hinaus offen beige-
setzt werden sollte. In Vertragsverhältnissen fürchtete er in der Regel betrogen zu werden.“ Seit 1836 wohnte er wegen der grösseren Sicherheit gegen Feuersgefahr stets im Erdgeschosse. Schopenhauer weist gelegentlich selbst auf seine andauernde Aengstlichkeit hin, auf das Gefühl: jetzt kommt's.

Am 15. Juli 1832 siedelte Schopenhauer versuchsweise nach Mannheim über. Er blieb da ein Jahr lang mit Arbeiten und Plänen verschiedener Art beschäftigt, kehrte aber im Juli 1833 nach Frankfurt zurück, um da bis zum Ende zu bleiben. Als er im Begriffe war, Mannheim zu verlassen, überkam ihn (nach Gwinner) ohne alle äussere Veranlassung ein unsägliches Angstgefühl. Im Jahre 1834 fasste er den Entschluss, seinem Hauptwerke einen Ergänzungsband hinzuzufügen. Im Jahre 1828 hatte er zum ersten Male bei Brockhaus nach dem Absatze seines Werkes gefragt. Er hatte die Antwort erhalten, es seien noch 150 Exemplare da, wie viele verkauft seien, lasse sich nicht angeben, da vor mehreren Jahren eine bedeutende Anzahl makulirt worden sei, der Absatz sei „sehr unbedeutend“ gewesen. Nun fragte er zum zweiten Male an. Es hiess, in neuerer Zeit sei nach dem Werke leider gar keine Nachfrage gewesen, man habe deshalb die Vorräthe grösstentheils zu Makulatur gemacht

Schopenhauers Person.

und nur eine kleine Anzahl zurückbehalten. Welchen Schmerz musste Schopenhauers stolze Seele empfinden bei so schmähhlichem und unverdientem Missgeschicke! Man versetze sich in seine Lage und man wird begreifen, dass in ihm eine Fluth des Zornes anstieg, die sich früher oder später in stürmischen Strömen ergiessen musste. Ein Anderer freilich, der weniger stolz, weltgewandter, wie man zu sagen pflegt, gewesen wäre, hätte vielleicht den buchhändlerischen Misserfolg abwenden können. Es ist bekannt, dass ein Buch, das in den ersten zwei Jahren keinen Absatz findet, verloren ist, wenn keine Hülfe kommt. Hätte Schopenhauer nun unermüdlich in Broschüren oder in Journalartikeln seine Lehre vorgetragen und auf sein Werk hingewiesen, so wäre möglicherweise doch der Widerstand der stumpfen Welt bei Zeiten überwunden worden. Kuno Fischer, der natürlich die Philosophie-Professoren entschuldigen möchte, meint, Schopenhauer sei vom Zeitgeiste nicht verstanden worden. Wer ist dieser Lump von Zeitgeist? Als Schopenhauers Buch erschien, begeisterte man sich für Byron, lebte in Romantik. Auch Schopenhauer war romantisch und pessimistisch. Jean Paul wurde mächtig von Schopenhauer bewegt, ebenso hätten Andere erweckt werden können. Jedoch wird ein philosophisches Buch gewöhnlich nur dann Leser finden, wenn die Berufenen darauf aufmerksam machen. Wäre damals dem Schopenhauer ein getreuer Herold erstanden, wie es Frauenstädt später wurde, so hätte man ihn auch damals gelesen allem Zeitgeiste zum Trotz, denn es gab auch

Die einsamen Jahre in Frankfurt. 1831—47.

damals verständige Leute genug, denen die Hegelei zuwider war. Es wäre aber auch gegangen, wenn nur die vom Staate als Lehrer der Philosophie Angestellten ihre Pflicht gethan hätten, wenn sie sich unbefangen unterrichtet und dann unparteiisch gelehrt hätten, welche Formen der Philosophie thatsächlich existirten, statt als Parteimenschen in verba magistri zu schwören. Der Zeitgeist ist der Herren eigener Geist, der jederzeit das Originelle gehasst und den ausser der Schule Stehenden zu boycottiren versucht hat.

Schopenhauer verschloss vorläufig seinen Groll in sich und arbeitete fleissig weiter. Zunächst schrieb er nach „17jährigem Schweigen“ die kleine Schrift über den Willen in der Natur, die 1836 erschien, ohne dass der Verfasser ein Honorar erhielt. Obwohl er gehofft hatte, durch die Anknüpfung an die empirischen Wissenschaften Theilnahme zu erwecken, war auch dieser Versuch erfolglos. Das öde Schweigen dauerte an. Im Jahre 1837 versuchte Schopenhauer, seinem Wohnorte nützlich zu werden, indem er ein Gutachten über das in Frankfurt zu errichtende Goethe-Denkmal ausarbeitete. Er empfahl, „eine blosse Büste aus Marmor oder Bronze auf einem Postament von angemessener Grösse“ im Grünen aufzustellen, „beides aber sei so colossal als die Mittel es erlauben“, und vertiefte sich in alle Einzelheiten. Keiner seiner Vorschläge wurde berücksichtigt, vielmehr wurde ein Denkmal errichtet, das F. Kugler „fast als ein Nationalunglück“ bezeichnete und das wirklich recht unerfreulich ist. Im gleichen

Schopenhauers Person.

Jahre las Schopenhauer zufällig die Drontheimer Preisfrage und begann die Schrift über die Willensfreiheit. Vermöge des Gesetzes von der Duplicität der Fälle fand er nach Beendigung dieser Abhandlung 1838 die Preisfrage der Kopenhagener Akademie und schrieb nun die Abhandlung über die Grundlage der Moral. Jene Schrift wurde gekrönt, diese verworfen. Beide veröffentlichte Schopenhauer im Jahre 1840 unter dem Titel: „Die beiden Grundprobleme der Ethik“, mit einer Vorrede, die den dänischen Akademikern den Standpunkt klar macht und, wie Grisebach richtig sagt, eine der köstlichsten Philippiken der Weltliteratur ist. Auch dieses Buch gab Schopenhauer dem Buchhändler umsonst. Auch dieses Buch wurde todtgeschwiegen. Es erschienen zwar einige anonyme Kritiken, aber sie waren feindselig, und die Philosophen hatten besseres zu thun, als sich um Schopenhauers Ethik zu bekümmern, mochte auch die norwegische Akademie anderer Ansicht sein. Es ging Schopenhauer wie dem Hese-kiel, zu dem der Herr sagte: Die Kinder, zu denen ich dich sende, haben harte Köpfe und verstockte Herzen. In dem einen Kritiker, der schon den Willen in der Natur mit der Chiffre 78 besprochen hatte, glaubte Schopenhauer Hartenstein zu erkennen. Er hatte wohl Recht, denn Hartenstein war ihm wirklich immer ein geheimer Gegner.

Im Jahre 1843 vollendete Schopenhauer den Ergänzungsband und bot ihn am 7. Mai Brockhaus zum Verlage an. Zugleich sprach er „den sehnlichen Wunsch“ aus, es möchte der 1818 erschienene Band neu ge-

Die einsamen Jahre in Frankfurt. 1831—47.

druckt werden, als erster Band des nunmehr vollständigen Hauptwerkes. Der zweite Band „hat bedeutende Vorzüge vor dem ersten und verhält sich zu diesem wie das ausgemalte Bild zur blossen Skizze. Denn er hat die Gründlichkeit und den Reichthum von Gedanken und Kenntnissen voraus, welche nur die Frucht eines ganzen, unter stetem Studium und Nachdenken hingebrachten Lebens sein können. Jedenfalls ist er das Beste, was ich geschrieben habe. Selbst der erste Band wird erst durch ihn in seiner ganzen Bedeutsamkeit hervortreten. Auch habe ich mich jetzt viel freier und unumwundener aussprechen können, als vor 24 Jahren: theils weil die Zeit in dieser Art schon mehr verträgt, theils weil die erreichten Jahre, wie gesicherte Unabhängigkeit und entschiedene Lossagung vom Universitätswesen mir jetzt ein festeres Auftreten erlauben.“ „Wenn Sie jetzt sich zur 2. Auflage entschliessen, stelle ich es Ihnen ganz anheim, ob Sie mir für beide Bände irgend ein Honorar geben wollen oder keines. Freilich würden Sie im letzteren Fall die Arbeit meines ganzen Lebens umsonst erhalten, aber für Geld habe ich sie auch nicht unternommen und mit eiserner Beharrlichkeit bis ans Alter durchgeführt.“ Die Buchhandlung verlangte, Schopenhauer solle die Druckkosten tragen. Er antwortete am 17. Mai: „Ist es . . . so weit gekommen, dass . . . an ein Buch von mir, welches die Arbeit meines ganzen Lebens enthält, ein Verleger nicht einmal die Druckkosten setzen mag, — nun, so soll mein Werk liegen bleiben, um einst als posthumum zu erscheinen, wenn die Generation

Schopenhauers Person.

gekommen sein wird, die jede Zeile von mir freudig aufnehmen wird: sie wird nicht ausbleiben.“ Als letzten Versuch machte er den Vorschlag, Brockhaus solle den zweiten Band allein ohne Honorar verlegen. Endlich erklärte sich die Verlagsbuchhandlung am 10. Juni bereit, beide Bände als 2. Auflage der Welt als Wille und Vorstellung zu verlegen, und machte damit Schopenhauer „eine unerwartete grosse Freude“. Das Werk erschien im März 1844. Ein Jahr später erschien die erste Besprechung: Fortlage kritisirte das Buch sehr eingehend, sprach seine hohe Anerkennung darüber aus, rühmte es als ein Muster von Darstellung, erkannte in Schopenhauer einen Philosophen „wie die alten Stoiker“ d. h. einen, dem seine Lehre Herzenssache ist, erklärte den Gedankengang im zweiten Buche für einen ewig richtigen“ und bezeichnete schliesslich das Werk „als ein seiner Zeit leuchtend voraneilendes“. Freilich werde es von keiner der philosophischen Parteien richtig gewürdigt werden, und der Verfasser könne das auch gar nicht verlangen, so lange er eine so scharfe Sprache führe. Der Scheltende dürfe sich nicht wundern, wenn die Gescholtenen ihn ignoriren und secretiren. „Oder verlangt Herr Schopenhauer von den Philosophen insgesamt, dass sie Engel an Herzensgüte seien und verzeihendem Sinn?“ Es ist spasshaft, welches Licht Fortlage mit diesen Worten auf seine Herren Collegen wirft, er findet es ganz natürlich, wenn die Liebhaber der Weisheit sich nicht um die Sache kümmern, sondern die verletzte Eitelkeit das Erste sein lassen. Im Uebrigen aber gereicht dem

Die einsamen Jahre in Frankfurt. 1831—47.

Fortlage seine Recension zum Ruhme, und sein ehrenhaftes Verhalten ist um so mehr anzuerkennen, als die übrigen Philosophen nach wie vor schwiegen und Schopenhauers Werk zu ihrer Schande „ignorirten und secretirten“. Am 14. August 1846 schrieb Brockhaus an Schopenhauer: „Was Ihre Anfrage über den Absatz Ihrer Schrift betrifft, so kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nur sagen, dass ich damit ein schlechtes Geschäft gemacht habe, und die nähere Auseinandersetzung darüber erlassen Sie mir wohl.“

Im Jahre 1847 arbeitete Schopenhauer seine Doctorarbeit um. Die auf seine Kosten gedruckte erste Auflage war, als der Commission-Buchhändler in Concurserieth, widerrechtlich maculirt worden. Die neue Auflage der vierfachen Wurzel erschien im December 1847 (natürlich ohne Honorar). Sie wurde überhaupt gar nicht beachtet. Mit Recht sagt Grisebach, dass hier an den von Schopenhauer im Willen in der Natur citirten Ausspruch Goethes zu erinnern sei: „durch ein unverbrüchliches Schweigen secretirt, in welcher Art von Inquisitionscensur es die Deutschen weit gebracht haben.“ Betrachtet man das Verhalten der deutschen Gelehrten gegen Schopenhauer im Ganzen, so steigt einem heute noch die Schamröthe ins Gesicht. Da spricht man von deutscher Treue und Redlichkeit, Goethe jedoch hat 1814 zu Schopenhauer gesagt: „Aber wenn man die Unredlichkeit der Deutschen in ihrer ganzen Grösse kennen lernen will, muss man sich mit der deutschen Literatur bekannt machen.“ Schopenhauer erklärte mit Recht: „Das deutsche Vaterland hat

Schopenhauers Person.

an mir keinen Patrioten erzogen“, und seine Strafpredigten gegen das deutsche Publikum haben eine solide Unterlage. „Die Indignation quoll ihm aus allen Poren“, und er konnte sich schliesslich im Wettern gegen die Philosophie-Professoren nicht mehr genug thun. Wenn es dem Leser nach Quantität und Qualität manchmal zu viel wird, so muss er bedenken, was vorausgegangen war. Zweckmässig im gewöhnlichen Sinne des Wortes war freilich sein Schimpfen nicht, denn es erboste die Leute von der Universität aufs höchste und hinderte thatsächlich das Fortschreiten seiner Lehre.*)

*) Es ist ein starkes Stück, wenn Kuno Fischer schreibt:

„Der Verfasser [Schopenhauer] blieb von der Wahndee beherrscht, dass die Philosophieprofessoren eine neidische, wider ihn und seinen Ruhm verschworene Clique bildeten,“ . . . „das Märchen von der Verschwörung der Philosophieprofessoren wider ihn, woran er steif und fest glaubte“ u. s. w. Nun, dass die Professoren auf dem Rütli zusammen gekommen seien und da die Hand zum Schwure erhoben haben, das hat Schopenhauer nicht gemeint. Dass eine stillschweigende Uebereinkunft bestand, ihn todzuschweigen, das hat er geglaubt, und so war es auch. Wir haben es erlebt. Als ich studirte, war als Compendium die Geschichte der Philosophie von Schwegler allgemein verbreitet. Ich besitze noch die 7. Auflage von 1870. Dieser würdige Historiker erwähnt Schopenhauer nicht mit einer Silbe und dabei widmet er dem Jacobi ein ganzes Kapitel, bespricht Fichte, Herbart, Schelling, ehe er zu seinem summus philosophus, dem Hegel gelangt. So war es fast überall noch 1870, d. h. 10 Jahre nach Schopenhauers Tode! (In den späteren Auflagen des Schwegler'schen Buches ist der vortreffliche R. v. Koeber Schopenhauer gerecht geworden.) Im Jahre 1836 fand Frauenstädt, nachdem er Schopenhauers Namen nach 3jährigem Studium weder in seinen vielen philosophischen Collegien, noch sonst gehört hatte, zufällig eine Notiz über Schopenhauer in der Encyclopädie von

Der Lebensabend. 1847—60.

Er konnte aber nicht anders, er musste seine Galle ausschütten und schliesslich triumphirte er doch. Man wird seine Donner-Reden gegen die Philosophie-Professoren noch mit ästhetischem Genusse lesen, wenn man von den Angegriffenen keine Zeile mehr lesen wird, und die Mehrzahl der Gegner überhaupt vergessen sein wird.

Die Bauleute hatten auch hier den Stein, der ein Eckstein werden sollte, verworfen. Allmählich aber erwachsen Schopenhauer aus den Unzünftigen Anhänger: Juristen und Literaten waren die ersten Jünger. Der Oberlandgerichtsrath F. Dorguth war der erste, ihm folgten J. Frauenstädt, der Advocat J. A. Becker, der Jurist A. van Doss und Andere. Die Verehrung, die ihm diese Wenigen entgegenbrachten, war Schopenhauer ein Pfand der Hoffnung und richtete ihn auf. Scherzend theilte er die Jünger in Apostel und in Evangelisten, wobei er freilich bedauern musste, dass gerade die von ihm besonders Geschätzten nicht Evangelisten waren. Als Hauptevangelist bewährte sich Frauenstädt. Dieser war während des Winters 1846 bis 1847 in Frankfurt, blieb dann mit Schopenhauer in Briefwechsel und trat unermüdlich für den Meister ein durch Aufsätze in Zeitungen und selbständige Schriften. Ihm verdanken wir auch einen wichtigen Theil der Nachrichten über Schopenhauers Leben. Die

Ersch und Gruber. Im Jahre 1872 ging es mir ähnlich, denn nach 2jährigem Studium wusste ich nichts von Schopenhauer und fand sein Hauptwerk zufällig in einer Leihbibliothek. Aber die Professoren trifft nach K. Fischer kein Vorwurf, beileibe nicht.

Schopenhauers Person.

Briefe Schopenhauers an seine Jünger, die Nachrichten Frauenstädt's, Gwinners, Bährs und einiger Anderen aus persönlichem Umgange geben uns über den letzten Theil von Schopenhauers Leben reichlich Aufschluss, sodass die Gestalt des alten Schopenhauer ausserordentlich anschaulich vor uns steht, wie wir denn auch aus dem Alter des Philosophen viel mehr Bilder besitzen, als aus seiner Jugend.

Zunächst musste Schopenhauer noch eine herbe Prüfung bestehen. Nach sechsjähriger Arbeit hatte er im Jahre 1850 sein letztes Werk, die *Parerga und Paralipomena*, seinen „Philosophen für die Welt“, vollendet. Der Verleger der Ethik und der 2. Auflage der vierfachen Wurzel, ferner Brockhaus und die Dietrich'sche Buchhandlung in Göttingen lehnten den Verlag ab, obwohl Schopenhauer auch dieses Mal kein Honorar forderte. In seiner Noth wandte sich Schopenhauer an Frauenstädt, und dieser bewog die Hayn'sche Buchhandlung in Berlin, den Vertrag mit Schopenhauer abzuschliessen.

Erst im November 1851 erschienen die beiden Bände, sie waren „das letzte Kind“, das aber in gewissem Sinne das stärkste war, da dies Werk endlich den Widerstand der stumpfen Welt besiegte. Die Philosophen freilich sahen auch dieses Mal weg, aber sie waren nicht nöthig; die Gebildeten des In- und Auslandes begeisterten sich nun an Schopenhauers geistreichen Schriften,*) Briefe, Besuche, Aufsätze in

*) Als Beispiel der Wirkung Schopenhauers auf unbefangene Menschen will ich ein paar Stellen aus einem wenig bekannten

Der Lebensabend. 1847—60.

den Zeitungen zeigten, dass die Zeit des Ruhmes gekommen war. Schliesslich machten auch die Herren von der Zunft theilweise gute Miene zum bösen Spiele; die Buchhändler, die sahen, dass Schopenhauers Sachen „gingen,“ kamen und boten Honorar an. Diesen späten Frühling Schopenhauers haben Gwinner und Grisebach vortrefflich beschrieben. Die unmittelbarste Kenntniss davon geben die Briefe Schopenhauers an Frauenstädt, in denen sich der alte Meister vollkommen unbefangen giebt, und deren bald harmloser, bald grimmiger Humor nach Villers' Ausdruck aromatisch und stärkend auf den Leser wirkt. Ich kann an dieser Stelle auf das Nähere nicht eingehen.

Werke hersetzen. Sie stammen aus den nachgelassenen Briefen des Herrn von Villers, die seine Freunde als „Briefe eines Unbekannten“ veröffentlicht haben (2. Aufl., Wien 1887). Villers war sächsischer Legationsrath in Wien, ein liebenswürdiger und nachdenklicher Weltmann.

„Ich lese ausschliesslich Schopenhauer; es wurde wenig mit so viel Geist geschrieben, so dass der Stoff fast indifferent wird. Ich meine, kein Deutscher schrieb je so elegant. Sein Schimpfen ist ergötzlich und vornehm zugleich, obschon sackgrob.“

„Von Schopenhauer und dem Genusse, den er mir schafft, könnt' ich viel reden. Geistvolleres in so schöner Form ist mir noch nicht unter die Augen gekommen.“

Ein paar Jahre später: „Ich theile nicht den Enthusiasmus Vieler für Schopenhauer; aber sein bitterer Ernst, seine strenge Redlichkeit wirken auf mich aromatisch und stärkend wie bittere Kräutersäfte. Ich erkenne in ihm den Freund, der nie schmeichelt, oft verletzt, aber nie zulässt, dass wir uns ihm entfremden. Es erfasst unser ganzes Herz, wenn dieser herbe Tadler das Schöne mit schlichten Worten und tiefer Empfindung ausspricht. Nichts ist rührender als diese sanfte Huldigung aus so bitterem Munde.“

Schopenhauers Person.

Schopenhauers Gesundheit scheint seit der Rückkehr von Mannheim nach Frankfurt immer gut gewesen zu sein. Wenigstens liegen über Störungen keine Nachrichten vor. Am 11. Juni 1848 schreibt Schopenhauer an Frauenstädt: „Mit meiner Gesundheit geht es, wie immer [d. h. offenbar gut], und wird die Nachwelt wohl noch ein Weilchen vor der Thür zu bleiben haben. Aber geistig habe ich diese 4 Monate schrecklich leiden müssen, durch Angst und Sorge: alles Eigenthum, ja der ganze gesetzliche Zustand bedroht! in meinem Alter wird man von dergleichen schwer afficirt, — den Stab, an dem man das ganze Leben zurückgelegt und dessen man sich werth bewiesen, wanken zu sehen!“ . . . Die Angst war grösser als der Schaden: „denn auch ich habe in der März-Angst zu allerlei Restrictionen gegriffen, z. B. Bücherauktionsaufträge contremandirt u. dergl. m.“ Die Revolution war ihm im Herbste des Jahres 1848 nahe gekommen, denn vor seiner Wohnung war von den Aufständischen eine Barrikade errichtet worden, das Militär war in sein Zimmer gedrungen, um von seinen Fenstern aus zu feuern. Jedoch scheint die „Angst“, die er in diesen Zeiten empfand, nichts pathologisches gehabt zu haben, seine Sorgen waren wohlbegründet. Am 2. März 1849 schreibt er: „da ich mit meiner imperturbablen Gesundheit und Kraft wohl noch manches schlechte Jahr zu erleben habe.“ Am 9. Dezember 1849: „Mit mir ist Alles beim Alten, bin gesund wie immer.“ In diesem Briefe kommt folgende Stelle vor, die ich nicht übergehen kann: „Meinen theuern, lieben, grossen,

Der Lebensabend. 1847—60.

schönen Pudel habe ich verloren . . . hat mich inniglich betrübt und lange.“ Am 16. Sept. 1850: „denn meine Gesundheit ist vortrefflich und ich bin noch so rasch, als da ich Sie einst in Nacht, Schnee und Sturm spazieren schleppte.“ Am 6. August 1852: „mir ist, als hätte ich noch viele Jahre zu leben: bin so gesund und rüstig, als wie Sie mich gekannt.“ Am 21. August 1852 erwähnt er die Taubheit des rechten Ohres. Hie und da nur kommt ein leichtes Unwohlsein vor, am 11. September 1852 „Unterleibserkältung“, im November 1854 „Rheumatismus am Fuss“, der durch Branntwein mit Salz curirt wird. Der Schlaf ist vortrefflich: „Ich schlafe noch meine 8 Stunden, meistens ohne alle Unterbrechung“ (17. Februar 1853). Er geht täglich 1—2 Stunden im Sturmschritte spazieren, macht kalte Waschungen und wünscht dem Freunde, er möge so gesund sein wie die Fische im Wasser und in Frankfurt Arthur Schopenhauer. Am 1. März 1856 heisst es: „Auf gütige Anfrage habe zu sagen, dass ich vom Blei des Saturns wenig spüre, laufe noch immer wie ein Windhund, befinde mich vortrefflich, blase fast täglich mein Flauto, im Sommer schwimme ich im Main, welches zuletzt am 19. September geschehen, habe keine Gebrechen, und meine Augen sind noch ganz so, wie in meinen Studentenjahren [also mässige Kurzsichtigkeit]. Bloss am Gehör leide ich, welcher Erbfehler mich aber schon im Jünglingsalter und allezeit belästigt hat. Vor 33 Jahren wurde, in Folge einer Krankheit, mein rechtes Ohr beinahe völlig taub, aber das linke blieb gut: nun aber nimmt, seit etwa

Schopenhauers Person.

4 Jahren, auch dieses leise und allmähig ab. In der Konversation spürt man es nicht, so lange ich die Leute zur Linken und in der Nähe habe, und sie nicht besonders leise reden: aber im Theater ärgert es mich sehr.“ „Brunet [ein französischer Magnetiseur] machte mir Hoffnung mein linkes Ohr durch Magnetisiren herstellen zu können, habe 5 Mal mich $\frac{1}{2}$ Stunde magnetisiren lassen: allein vergebens: ich spürte auch gar nichts.“ Im letzten Briefe an Frauenstädt schreibt er (am 6. December 1859): „Mein linkes Ohr wird auch allmähig immer schwächer, Im Uebrigen bin ich kerngesund.“

Ueberblickt man die Briefe des Alters, so findet man in allen eine Heiterkeit und eine Frische, die einen starken Gegensatz zu der früheren Zeit und besonders zu der Jugend machen. Es ist ja richtig, dass die Freude an der endlich eintretenden Anerkennung einen hellen Schein auf Schopenhauers Alter wirft, aber das ist es offenbar nicht allein. Es handelt sich um eine organische Veränderung: Der Trübsinn, die Angst, die hypochondrischen Neigungen der früheren Jahre sind verschwunden, ja es scheint sogar, dass das Pendel etwas nach der anderen Seite ausschlägt, denn das Pochen auf die eigene Gesundheit hat ein wenig den Anstrich des Forcirten und die ganzen Briefe an Frauenstädt haben einen leicht maniakalischen Ton (*sit venia verbo*). Ich meine damit nicht die vielen Kraft-Ausdrücke, diese finde ich in einem streng privaten Briefe ganz natürlich, sondern die Sache liegt im Ganzen, muss gefühlt werden. Eine recht alberne Beschuldigung

Der Lebensabend. 1847—60.

ung ist die der übertriebenen Eitelkeit, weil Schopenhauer sich wie ein Kind über jedes Lob freut. Jeder Schriftsteller ist seiner Natur nach eitel und auf den Ruhm erpicht, wer es leugnet, ist ein Heuchler, Schopenhauer aber war viel zu ehrlich und dachte zu gross, als dass er sich seiner Freude geschämt hätte. Wenn die hochnäsigen Schulmeister, die ihn tadeln, an seiner Stelle gewesen wären, 40 Jahre lang auf das Schändlichste ignoriert worden wären trotz des festen Bewusstseins des eigenen hohen Werthes, sie würden anders reden. In der Hauptsache ist Schopenhauers Freude am Wachsen seines Ruhmes die Freude an der Sache, für seine Person wollte er nichts; dass die Wahrheit wachse, war sein Wunsch. Trotz aller Heiterkeit hat jedoch die Nervosität fortbestanden. Nicht nur seine Heftigkeit, sein Argwohn blieben lebendig, es scheint auch an eigenthümlichen Aufregungszuständen, die an den Vater (vergl. Seite 16) erinnern, nicht gefehlt zu haben. K. Bähr erzählt seinem Vater von seinem ersten Besuche bei Schopenhauer, er sei nach 12 Uhr Mittags in die Hausflur gekommen, habe an eine Thüre geklopft und auf das „Herein“ hin sie geöffnet. „Zu meiner Bestürzung sah ich ihn aber . . . halb angekleidet mitten im Zimmer stehen . . . Er trat auf mich zu, sah mich einen Augenblick starr an und fragte hastig, ehe ich mich noch entschuldigen konnte, mit einer abwehrenden Handbewegung: Was wollen Sie von mir? Ich nehme keinen Besuch an! Was suchen Sie hier? . . . Ich war ganz bestürzt, suchte mich zu entschuldigen und zog dabei deinen Brief

Schopenhauers Person.

aus der Tasche. Er wollte diesen sofort an sich nehmen, ich bat ihn aber, mich zu gelegener Zeit wiederkommen zu lassen, was ihn immer heftiger machte. Mit den Armen in der Luft herumfechtend lief er im Zimmer auf und ab. Entsetzlich! Entsetzlich! rief er dabei aus, was mir altem Manne da passirt ist — ich erwarte um diese Stunde den Briefträger — entsetzlich, so anzuklopfen, ohne sich vorher anmelden zu lassen.“ Schopenhauer habe sich erst allmählich beruhigt, habe Bähr auf den anderen Tag bestellt und sei in der Folge jederzeit überaus freundlich gegen ihn gewesen.

Aus den sehr anschaulichen Schilderungen Bährs geht auch hervor, wie ausserordentlich lebhaft der alte Schopenhauer gewesen ist. Er gab sich dem Gedanken, den er dachte, ganz, ja leidenschaftlich hin, lebte sozusagen ganz in der Gegenwart, und wurde durch seine Wahrnehmungen und Vorstellungen so sehr erfreut und betrübt, wie die meisten Menschen es nur durch ihre praktischen Interessen werden. Man kann vielleicht sagen, dass diese Empfänglichkeit, oder wie man sich sonst ausdrücken will, einen Hauptzug seines Wesens machte, dass sie aber in der früheren Zeit durch seine Dyskolie gedämpft wurde. Verglichen mit dem Wesen des Normalmenschen hat die Lebendigkeit der Genialen zweifellos einen maniakalischen Anstrich, ist der klinische Ausdruck der Hyperplasie gewisser Gehirntheile.

Die innere Wandlung Schopenhauers spricht sich vielleicht am deutlichsten in seiner Antwort auf Beckers

Der Lebensabend. 1847—60.

Glückwunsch zu seinem 70. Geburtstage aus. Becker hatte auf das Schriftwort von der Dauer des Lebens hingewiesen, es möge auf ihn nicht Anwendung finden; er habe die Stelle nachschlagen wollen und habe statt ihrer den 15. Vers des 92. Psalms aufgeschlagen: „Und wenn sie gleich alt werden, so werden sie doch blühen, fruchtbar und frisch sein.“ Schopenhauer erwiderte, nicht nur das alte Testament, sondern auch Herodot spreche von 70—80 Jahren. „Allein der heilige Upanischad sagt an zwei Stellen: 100 Jahre ist des Menschen Leben, und Mr. Flourens, de la longévité, berechnet es auch so. Das ist ein Trost.“ Er lebte also im Alter gern, er war kein Gefühls-pessimist mehr. Wenn man seine Aphorismen zur Lebensweisheit, seine praktische Philosophie vom eudämonistischen Standpunkte aus, die einen beträchtlichen Theil des ersten Bandes der Parerga füllt, durchliest, so sagt man sich, dass der Eudämonismus für den Verfasser mehr ist, als ein Standpunkt, auf den er nur gelegentlich herabsteigt, dass er auch hier mit dem Herzen schreibt. Wie die pessimistische Auffassung seinem Gefühle allmählich fremd wurde, so wurde es auch die idealistische. Je älter er wurde, um so realistischer dachte er. Er hielt ja die alten Dogmen fest, aber überall betonte er mehr als früher seine von vorn herein realistischen Lehren. Es würde mich zu weit führen, wollte ich, um dieses sozusagen unbewusste Ankämpfen gegen die Fesseln der unter Kants Einflüsse entstandenen Dogmatik nachzuweisen, ins Einzelne eingehen. Dieser Nachweis wäre eine

Schopenhauers Person.

nicht undankbare Aufgabe, forderte aber eine besondere Schrift. Das überzeugendste Beispiel ist Schopenhauers Auffassung der Individualität. Sie ist nach der idealistischen Dogmatik durch und durch blosse Erscheinung. Diese krasse Lehre konnte Schopenhauers gesunder Sinn nicht ertragen, er spricht daher später von „den Wurzeln der Individualität“. In den Parerga sagt er nicht nur, dass die Individualität im Dinge an sich wurzelt, sondern auch: „wie tief nun aber hier ihre Wurzeln gehn, gehört zu den Fragen, deren Beantwortung ich nicht unternehme.“ In den hinterlassenen Aufzeichnungen kommt er auf dieses Problem zurück und nennt es das schwerste aller Probleme. „Vielleicht wird nach mir Einer diesen Abgrund beleuchten und erhellen.“

Während Schopenhauer noch muthig in die Zukunft blickte und meinte, er könne wohl noch 20 Jahre leben, hatte schon der Tod an die Thüre geklopft. Im März des Jahres 1857 traf die erste „Warnung“ ein: er wurde bei Tische von einer Ohnmacht ergriffen und fiel zu Boden. Jedoch die nächsten Jahre verliefen sehr gut. Am 1. März 1860 konnte er an A. von Doss schreiben: „ohne meine Promenaden wäre ich nicht mit 72 Jahren so vollkommen gesund und rüstig wie ich bin.“ Im April aber schon trat ein Anfall von Athemnoth und Herzklopfen ein. Am 26. Juni schrieb er an den Arzt: „Seit zwei Monaten an Athmungsbeschwerden mit starkem Herzklopfen im Gehen leidend, bitte ich Sie, gütigst bei mir vorsprechen zu wollen.“ Im August kam es zu einem schweren

Der Lebensabend. 1847—60.

Anfälle mit dem Gefühle des Erstickens. Nichtsdestoweniger blieb Schopenhauer bei seiner Lebensweise, ja, er gab nicht einmal die Flussbäder auf. Aber am Morgen des 9. September, nachdem sich einige Tage zuvor der Erstickungsanfall wiederholt hatte, liess er den Dr. Gwinner rufen, und dieser fand ihn von einer Lungenentzündung ergriffen“ [wahrscheinlich Lungen-Infarct]. Nach der Krisis erholte er sich rasch, blieb zwar schwach, fasste aber wieder Hoffnung. Am 18. September trat ein neuer Anfall ein. Als Gwinner abends zu Schopenhauer kam, fand er ihn lesend; er sprach lebhaft und mit seiner gewöhnlichen Stimme, klagte aber über Herzklopfen. Nach einem längeren Gespräche über verschiedene Themata, in dem Schopenhauer auch von der Möglichkeit seines baldigen Todes gesprochen und bemerkt hatte, es möge gehen, wie es wolle, er habe zum wenigsten ein reines intellectuelles Gewissen, verliess ihn Gwinner ohne böse Ahnung. Am 20. September kam es nach dem Aufstehen zu „einem heftigen Brustkrampfe“, so dass er auf den Boden fiel und sich die Stirne verletzte. Am 21. war er wie gewöhnlich aufgestanden, hatte sich kalt gewaschen und alsdann zum Frühstücke gesetzt, als er plötzlich starb.

Dr. Clemens in Frankfurt hat mir seinerzeit gesagt, er sei von der Wirthschafterin geholt worden und habe den Philosophen todt in der Sophaecke sitzend gefunden. Die Krankheit und ihr Ende sind leicht verständlich: das Herz erlahmte und stand am Morgen des 21. September plötzlich still. Die Section

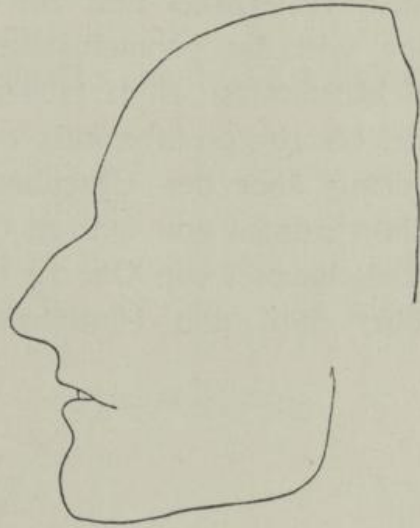
Schopenhauers Person.

hatte Schopenhauer untersagt. Am 26. September wurde er begraben.

Die Betrachtung des Lebens bestätigt also die aus den Werken gewonnene Ansicht über den Philosophen. Wir finden ziemlich schwere erbliche Belastung vom Vater her, geringere von der Mutter her. Wir finden neben früh hervortretenden grossen Geistesfähigkeiten schon sehr früh nervöse Störungen, und das Pathologische spielt im ganzen Leben eine grosse Rolle. Es ist nicht möglich, für die ungemein vielen Formen, in denen sich die Entartung kundgibt, besondere Namen zu finden, denn das Bild ist fast in jedem Falle verschieden. Von der gewöhnlichen Nervenschwäche bis zu den wohlcharakterisirten Formen geistiger Störung erstreckt sich ein weites Gebiet, in dem die mannigfaltigsten Combinationen erwachsen. Man muss sich darauf beschränken, jedesmal die am meisten ausgeprägten Züge des Charakters (oder primären Zustandes) und die im engeren Sinne krankhaften Zufälle (die Syndrome) zu bezeichnen. Bei Schopenhauer ist besonders auf seine Heftigkeit und seine Schwarzseherei dort, auf seine Angstzustände und auf die annähernd periodisch wiederkehrenden grossen Depressionen hier hinzuweisen.

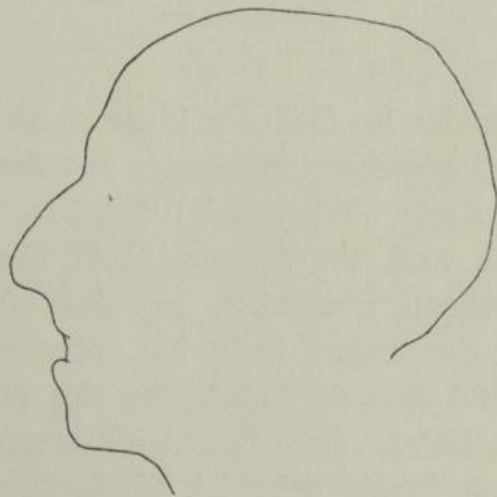
Gwinner liess durch den Bildhauer Zwerger den Kopf der Leiche abformen. Er sagt, dass der Gipsabdruck leider nicht den ganzen Kopf umfasst, sondern vorn unter der Nase, hinten unter dem Mittel-

Ueber Schopenhauers Schädel.



Napoleon

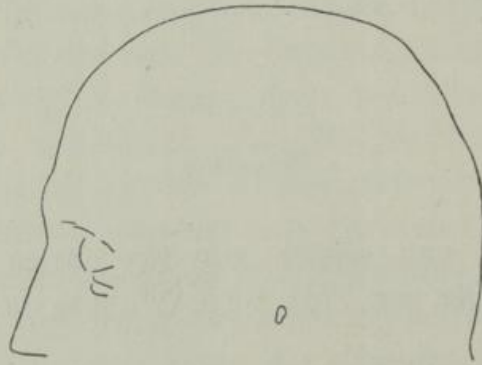
hauptwirbel und seitlich mit den oberen Ohrklappen
abbricht. Die von Prof. J. Th. G. Lucae an dem Gips-



Kant

Schopenhauers Person.

abgüsse mit dem Tasterzirkel und zur Controle mit dem Maassstabe von der geometrischen Zeichnung genommenen Schädelmaasse sind: Höhenumfang von der Nasenwurzel bis zur protuberantia occipitalis 370 mm; Höhenumfang über der Ohrenbreite 330 mm; Umfang des Hinterhauptes von Ohr zu Ohr 260 mm; Umfang des Vorderhauptes von Ohr zu Ohr 330 mm; Querumfang über Stirn und Hinterhaupt 600 mm.



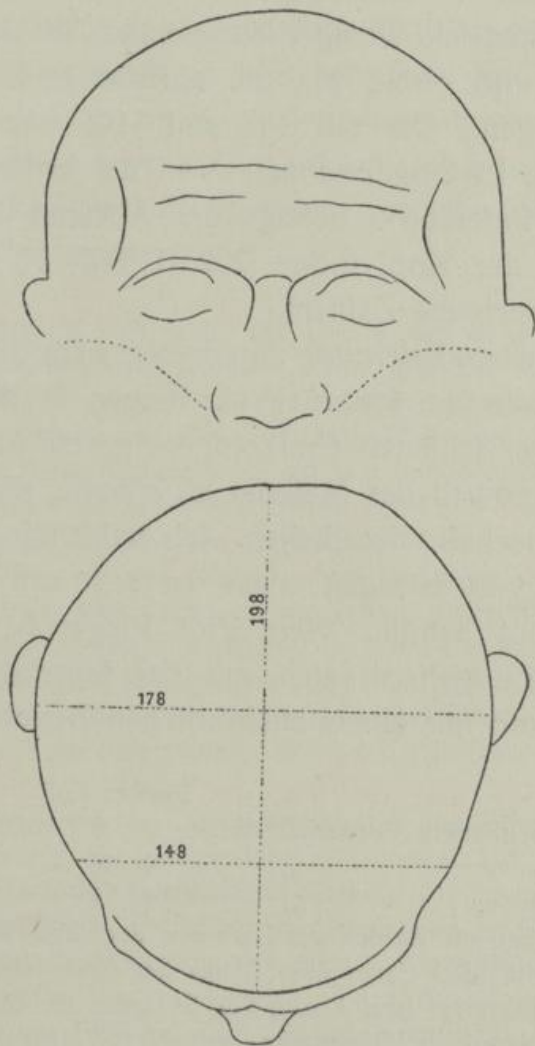
Schopenhauer

Den Profilumriss hat Gwinner in der 1. Auflage seines Buches wiedergegeben, zusammen mit den Konturen der Köpfe Kants, Talleyrands, Schillers, Napoleons und Tiedges nach der Art von C. G. Carus („Atlas der Cranioskopie“), nämlich so, dass die Umrisse, deren jeder eine andere Farbe hat, über einander gelegt sind, und dass der Gehörgang den gemeinsamen Mittelpunkt bildet. Das Bild wirkt verwirrend; als eine Art von Ersatz gebe ich die Umrisse Schopenhauers, Kants und Napoleons nebeneinander, ob-

Ueber Schopenhauers Schädel.

wohl besondere Aufschlüsse dabei nicht zu gewinnen sind.*)

Viel werthvoller sind die Umriss, die Gustav



*) Gwinner, der auf die ganz unhaltbaren Voraussetzungen und Maassmethoden des Carus Gewicht legt, giebt auch die Breite des Vorderkopfes der verschiedenen Köpfe, und zwar:

Schopenhauers Person.

Scheve (Phrenologische Reisebilder. Cöthen, 1863) vom Kopfe Schopenhauers in natürlicher Grösse giebt, „in geometrisch genauen Umrissen von Dr. Lucae in Frankfurt gezeichnet“. Wie Scheve mit Recht hervorhebt, ist die Seitenansicht weniger lehrreich, als die Ansichten von vorn und oben, die die auffallende Breite des Kopfes zeigen. Die mit 178 und 198 bezeichneten Linien habe ich eingezeichnet. Von der unteren Stirne bis zum Hinterkopfe beträgt der Abstand 220 mm, also wäre der Kopf-Index (202 : 17800) 88 (s. unten Riegers berechnete Zahlen).

Um weitere Belehrung zu erhalten, habe ich Maasse und Umrisse an Herrn Prof. Rieger in Würzburg, einen ausgezeichneten Craniologen, geschickt, mit der Bitte, mir, soweit das Material es erlaube, die Ansicht der Wissenschaft mitzutheilen. Ich habe mir dabei erlaubt, zu verschweigen, dass es sich um Schopenhauers Kopf handle. Herr Prof. Rieger hat nun die grosse Güte gehabt, sich mit der Angelegenheit zu befassen und mir einen ausführlichen Bericht darüber

Pariser Zoll

Schopenhauers Vorderhauptbreite	5'' 5''' [14,8 cm]
Kants	'' 4 10
Napoleons	'' 4 5

So stehen die Zahlen bei Gwinner, der seine Angaben auf Carus bezieht. Bei Carus aber (Atlas der Cranoskopie) ist die „Vorderhauptbreite“ (mit Abzug von 2 Linien für die Dicke der Haut) für Napoleon (Gipsmaske) mit 4'' 10''', für Kant (Gips-haupt) mit 4'' 11''' angegeben.

Scheve sagt mit Recht, dass auf die „Vorderhauptbreite“ nicht viel zu geben sei, da wir nicht genau den Punkt kennen, wo die Breite gemessen ist.

Ueber Schopenhauers Schädel.

zukommen zu lassen, wofür ich ihm nicht genug danken kann. Rieger hat, obwohl die Messungen ungenügend sind, die Maasszahlen, wie er sagt, nicht in der richtigen Projektion aufgenommen sind, so gut wie es ging, nach der ihm eigenen Methode ein „Kephalogramm“ hergestellt. Leider kann ich die Erörterungen Riegers darüber nicht wiedergeben, da sie ohne Zeichnungen nicht verständlich wären. Ich beschränke mich darauf, Einiges aus Riegers „Analyse des Kephalogramms“ vorzulegen.

Es ergibt sich nun, auf Grund der Beobachtung eines grossen Materials von Fällen, von welchen im Leben ein Kephalogramm gemacht und deren Schädelinhalt nach dem Tod bestimmt worden ist, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit: dass, wenn man diese Summenzahl mit 1.5 multiplicirt, das Product den Schädelinhalt annähernd richtig in Cubik-Centimetern an giebt. Diese Multiplication ergibt im vorliegenden Falle das Product 1774, welches somit in dem Sinne der wahrscheinliche Schädel-Inhalt wäre, dass dieser Inhalt vermuthlich nicht viel grösser als 1800 und nicht kleiner als 1700 ccm wäre. Auf jeden Fall wäre dies ein sehr grosser Kopf. Unter meinem Vergleichs-Material, von beiläufig 700 Kephalogrammen und Craniogrammen, befinden sich nur einige wenige Köpfe mit gleichem oder grösserem Inhalt.

Um nun von den Cubikcentimetern des Schädelinhalts auf die Grammzahl des Hirngewichts zu kommen, hat mir ein, ebenfalls schon ziemlich reichhaltiges Material von Sectionen ergeben, dass, gewöhnliche Durchschnittsverhältnisse zu Grunde gelegt, ein Abzug von 10% von der Anzahl der Cubikcentimeter des Schädel-Inhalts das wahrscheinlichste Hirngewicht ergibt. Es wäre also von 1774 die Zahl 177 zu subtrahiren, was rund die Zahl 1600 ergibt, die als die wahrscheinlichste Grammzahl des Hirngewichts angenommen werden kann. Auch diese Zahl für das Hirngewicht ist, was nach dem Bisherigen selbstverständlich ist, eine sehr hohe. Man wird immer nur wenige Menschen

Schopenhauers Person.

finden, die ein ebenso grosses oder grösseres Hirngewicht haben.

Der Kopf ist befriedigend symmetrisch, soweit das Material zur Beurtheilung vorliegt. Seine Curven, soweit sie vorliegen, zeigen keine auffallenden Formen.

Der Längen-Breiten-Index beträgt 86. Der Kopf charakterisirt sich damit als (jedoch nicht übermässig) brachycephal.

Die Höhe beträgt 59% der Länge; wodurch der Kopf als ein solcher charakterisirt ist, dessen Höhe im Verhältniss zur Länge eine beträchtliche ist.

Absolut betrachtet, ist die Höhe, mit 123 mm, gleichfalls eine beträchtliche. Es giebt nur wenige Köpfe, die ebenso hoch oder höher sind. Das Gleiche gilt von der Breite mit 180 mm, hinsichtlich welcher der Kopf sich am meisten vom Durchschnittsverhältniss entfernt. Die Länge ist, mit 208 mm, auch beträchtlich, doch nicht so auffallend gross wie Breite und Höhe, weshalb er auch mehr einen brachycephalen Index hat.

Seinen grossen Inhalt verdankt der Kopf hauptsächlich seiner bedeutenden Breite und Höhe.

Wenn das Kephalogramm richtig wäre, dann wäre der Kopf ferner in auffallendem Maasse so gestaltet, dass der Vorderkopf über den Hinterkopf überwiegt. Es zeigt sich dieses schon an der Länginachse, deren vor der Ohrachse gelegener Abschnitt ist um 16 mm länger als der hinter der Ohrachse gelegene, was ein sehr auffallendes Ueberwiegen des Vorderkopfes bedeutet. Noch auffallender würde der Gegensatz in dieser Richtung, wenn man berechtigt wäre, den vorderen und hinteren Frontalbogen des Kephalogramms für richtig zu halten. Der vordere hat den Inhalt von 156 qcm, und dies ist ein extrem grosser Inhalt. Der hintere Frontalbogen hätte, wenn er richtig wäre, nur den Inhalt von 107 qcm, und dieser Inhalt entspräche bloss mittleren Verhältnissen. Die mittlere Frontalebene ist, mit 167 qcm Inhalt, auch gross, aber nicht so excessiv wie die vordere. Es würde sich aber auch in diesem Stück, falls das Kephalogramm richtig wäre, zeigen: dass besonders der Vorderkopf gewaltig entwickelt ist.

Auch aus anderen Berechnungsarten, deren Erörterung hier zu weit führen würde, würde hervorgehen, dass der Kopf in sehr erheblichem Maasse ein Ueberwiegen des Vorderkopfes zeigt.

Ueber Schopenhauers Schädel.

Die „wissenschaftliche“ Craniometrie kann nicht mehr leisten, als das, was das Auge sieht, annähernd in Zahlen auszudrücken. Da die unregelmässige Form des Kopfes oder Schädels einer mathematischen Behandlung unzugänglich ist, die Messung sich auf einzelne Bogen und Abstände beschränken muss, so müssen ihrer Natur nach die „wissenschaftlichen“ Angaben höchst unvollkommen sein. Andererseits ist, vorläufig wenigstens, der Nutzen einer genauen Messung nicht einzusehen, da wir nicht wissen, was uns die Millimeter bedeuten. Thatsächlich kann auch in unserem Falle die Wissenschaft uns nicht mehr sagen, als was ein Blick auf den Kopf lehrt, dass Schopenhauer einen ungewöhnlich grossen, besonders sehr breiten und in den vorderen Theilen stark gewölbten Kopf gehabt habe.

Gwinner hatte den Gipskopf auch dem Phrenologen Scheve geschickt und hatte diesen um sein Gutachten gebeten. Die Lehre der Phrenologen besteht bekanntlich darin, dass die geistige Eigenart des Menschen abhängt von bestimmten Grundtrieben oder Fähigkeiten und von dem Verhältnisse der Triebe oder Fähigkeiten zu einander, dass andererseits die Wölbungen des Schädels uns ein Urtheil über die Grundtriebe oder Fähigkeiten gestatten, dass einer Hervorwölbung an dieser Stelle dieser Trieb, einer Hervorwölbung an jener Stelle jener Trieb entspreche. Scheve bezeichnet als am meisten auffallend die Breite des Schopenhauerschen Kopfes zwischen den ziemlich tief stehenden Ohren. Er findet „das Organ des Thä-

Schopenhauers Person.

tigkeitsinnes“ am meisten ausgeprägt: „Das grosse Gehirn mit starken Organen der niederen Sinne, besonders mit gewaltigem Organ des Actital (des Thätigkeitsinnes) imponirte mir, aber ganz anders als ich vorausgesetzt, ich fürchtete mich beinahe vor dem Kopfe“. Wegen der einzelnen Angaben Scheves, dessen phrenologische Reisebilder ich mir mit einiger Mühe verschafft habe, muss ich auf diese oder auf Gwinner verweisen; ihre Voraussetzungen sind ja bestritten, sodass Viele ihnen kaum viel Gewicht beilegen werden. Indessen sind verschiedene Angaben Scheves doch bemerkenswerth. Dieser sagt, er habe bei Begutachtung des Gipsabgusses von Schopenhauer nur das gewusst, dass er ein philosophisches Werk über den Willen geschrieben habe und ein Weiberfeind gewesen sei. Er fand nun Folgendes: Generatal*) [Geschlechtstrieb] sei entschieden stark, Amicatal [Neigung zur Freundschaft] nicht schwach, Opposital [Streitsucht] nur ziemlich gross, Actital am grössten von allen Sinnen, Secretal [Neigung zur Heimlichkeit, bez. Zurückhaltung] gross, Acquisital [Erwerbssinn] entschieden gross, Ipsotal [Stolz] und Ambital [Ehrgeiz] ziemlich gross, Miraculital und Idealital [Phantasie] nur mittelmässig, etc. Scheve schliesst, Schopenhauer müsse in erster Linie

*) Diese wunderlichen Bezeichnungen hat Scheve erfunden, weil er meinte die Grundkräfte, als etwas von den Charakterzügen Verschiedenes, müssten eigene neue Namen haben. Der Gedanke ist nicht schlecht, aber Scheve hatte nicht die Macht, seine Namen zu giltigen Münzen zu machen, und daher hat er nur Verwirrung hervorgerufen.

Ueber Schopenhauers Schädel.

ein Mann der Thatkraft gewesen sein, praktisch und nüchtern, auf Eigenthum bedacht und sparsam, zurückhaltend, wohlwollend, aber heftig, leicht erzürnt, schroff, nicht streitsüchtig, aber streitbereit und im Streite unnachgiebig, den Weibern geneigt, aber sie geringschätzend; die Fähigkeit zu beobachten, aufzufassen, sei ebenso wie die des Schliessens, Abstrahirens gross. Das ist immerhin ein in vielen Beziehungen merkwürdig treffendes Urtheil. Gwinner sagt gegen Scheve, Schopenhauer sei „unpraktisch im eminenten Sinne des Wortes“ gewesen. Aber erstens braucht sich die practische Thatkraft, von der Scheve spricht, nicht auf Geldgeschäfte etc. zu beziehen, und dann war Schopenhauer im gewöhnlichen Leben geschickt und energisch, sobald wie er wollte, was sein Verfahren gegen die Danziger Kaufleute und gegen die Berliner Gerichte ausreichend beweist. Scheve las nach Abgabe seines Gutachtens Gwinners Buch und sagte dann, dass er auf jenes stolz sein könne. „Auf der anderen Seite (fügt er hinzu) habe ich kaum jemals aus einer anderen phrenologischen Untersuchung so viel gelernt, als aus dieser. Denn kaum war jemals ein Geistesbau in seiner äussern Erscheinung so originell und phrenologisch interessant als der vorliegende.“

Die Erörterungen über Schopenhauers Kopf füllen in Scheves „Reisebildern“ 32 Seiten, aber ich will nicht weiter darauf eingehen. Scheve hat sich die Aufgabe gestellt, das Verhältniss der Grundkräfte zu einander und ihr Zusammenwirken, also den Charakter des Menschen aus der Kopfform zu erkennen. Das

Schopenhauers Person.

ist meines Erachtens ein etwas gewagtes Unternehmen, und Scheve hätte besser gethan, alle Grundkräfte im einzelnen zu besprechen, statt nur eine Anzahl herauszugreifen. Ich habe leider trotz aller Mühe den Gipskopf nicht zu Gesichte bekommen, muss mich daher bei der cranioskopischen Beurtheilung auf die Umrisse und Bilder verlassen. Das Wichtigste ist, dass der kleine Mann einen nach fast allen Richtungen hin gewaltig grossen Kopf hatte. Betrachtet man die Bilder, so sieht man, dass abgesehen vom Sprachtalente die eigentlichen Talente nicht stark ausgebildet sind. Das mathematische Organ fehlt fast ganz, die Anlage für Musik, die für bildende Künste, die für Mechanik, die für Poesie, sind schwach. Ferner fällt auf, dass der untere Theil der Stirn, obwohl an sich stattlich, doch sehr viel weniger entwickelt ist, als der obere Theil, und besonders die seitlichen Theile davon. In den unteren Theil der Stirn verlegen Gall und seine Nachfolger allerhand Fähigkeiten, die zur Beobachtung und zum positiven Wissen tauglich sind, in den oberen Theil aber Urtheilskraft, Schlussvermögen und Witz. Insbesondere die Stelle, die Gall für den „metaphysischen Tiefsinn“ in Anspruch nimmt, ist bei Schopenhauer colossal entwickelt. Im übrigen ist der Vorderkopf nach allen Richtungen hin so stark, dass feinere Unterscheidungen kaum möglich sind.

Darin hat Scheve ganz Recht, dass die Breite des Kopfes über den Ohren ausserordentlich gross ist. Solche Köpfe haben viele alte Römer (man sehe

Ueber Schopenhauers Schädel.

sich die Büste des Scipio Africanus an). Das ist also das Organ des instinct carnassier, des Zerstörungstriebes, und thatsächlich ist es an Mörderköpfen stark. Bei guter Entwicklung der höheren Fähigkeiten scheint der Zerstörungssinn als rücksichtlose Energie zu erscheinen. Vieles in Schopenhauers Charakter und Leben erklärt sich auf diese Weise. Zweifellos stark ist weiterhin das Organ des Geschlechtstriebes. Ueber die anderen Organe am Hinterkopfe kann man nach den Umrissen kaum urtheilen. Auch darf man fragen, ob der Abguss so sorgfältig gemacht sei, dass man alles erkennt. Die Profillinie ist an der Stelle, die oberhalb der Spitze der Lambdanaht liegt, nur wenig eingeknickt: bei dem schroffen Individualismus Schopenhauers sollte man hier eine tiefere Grube erwarten.

